

Beiträge

zur

deutschen Literaturwissensch

herausgegeben

von

Dr. Ernst Elster

o. ö. Professor an der Universität Marburg.

Nr. 5. Leopold F. G. von Goeckingk.

Von Dr. Fritz Kasch.



Marburg

N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung

1909.

F 2

Leopold F. G. von Goeckingk.

Von

Dr. Fritz Kasch.



Marburg
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung
1909.

Pa.

Meinen Eltern.

Vorwort.

Für die vorliegende Arbeit war meine Hauptquelle das Archiv des in Wiesbaden lebenden Königl. Kammerherrn v. Goeckingk, der mir mit grösster Liebenswürdigkeit den wohlgeordneten Briefwechsel seines Urgrossvaters, des Dichters Leopold Friedrich Günther von Goeckingk, zur Verfügung stellte. Aus diesen Schriftstücken lässt sich ein in jeder Beziehung klares und deutliches Bild über den Dichter gewinnen. Für mich kam zunächst der Briefwechsel zwischen Goeckingk und Klamer Schmidt (vom 10. Juni 1770 bis 3. November 1786 und vom 6. Mai 1800 bis 18. Februar 1823) in Betracht. Daneben wurde meine Untersuchung bedeutsam vermehrt durch den brieflichen Verkehr zwischen Goeckingk und Gleim (vom 31. Juli 1773 bis 20. Juli 1802); dieser allein umfasst schon 284 Briefe, die Prof. Sauer vor Jahren druckreif gemacht, aber nicht herausgegeben hat. Ausserdem brachte meiner Arbeit reiche Frucht der Briefwechsel mit v. Alxinger, Benzler, v. Bibra, Biester, Boie, Bürger, der allerdings auch durch die Veröffentlichungen Strodtsmanns und Sauers zugänglich ist, Exter, Nicolai, Pfeffel, Ramler, Rink, v. Schirach, Schlosser, Schütz, Unzer, Voss und Wolke. Hie und da mag mich auch noch die Korrespondenz Goeckingks mit nicht erwähnten Zeitgenossen, die mir zahlreich vorlag, angeregt haben. Dann fand ich die gesamteten für die Biographie wichtigen Urkunden in Original oder Abschrift, so dass dadurch die vielfachen über des Dichters Leben umlaufenden Ungenauigkeiten beseitigt werden konnten. Für Goeckingks Aufenthalt in Fulda kamen mir Abschriften aus dem Staatsarchiv in Marburg (Hessen) zugute. Ferner stützte ich mich auf einen Lebenslauf Goeckingks vom 25. August 1778, den er der Prüfungskommission in Berlin eingereicht hat. Ueber die Reise in die Schweiz 1781 bot mir ein teilweise geführtes Reisejournal manche Unterlagen. Weiterhin konnte ich mir eine Studie des Kammerherrn v. Goeckingk über des Dichters Liebesjahre nutzbar machen, ebenso eine Untersuchung über die Nobilitierung des Dichters, die sir' " an-

lehnte an Mitteilungen des Direktors vom Staatsarchiv in Magdeburg, Dr. Ausfeld. Ausser diesen Quellen bin ich persönlich dem Kammerherrn v. Goeckingk zu grösstem Dank verpflichtet: durch mündliche Besprechungen, aber auch durch brieflichen Verkehr hat er mir mannigfache Anregungen gegeben, oft durfte ich mich seinen Ansichten anschliessen, manches kam durch gemeinsame Aussprachen und Forschungen ans Licht. Viele Einzelforschungen blieben auch unverwertet, weil sie über den Rahmen meiner Arbeit hinausgingen.

Ebenfalls machte mich Kammerherr v. Goeckingk aufmerksam auf den Nachlass des Direktors Coler. Er ist in den Händen der verwitweten Frau Direktor Coler in Berlin, die mich ein ungedrucktes Manuskript ihres Mannes einsehen liess, betitelt: „Sechszehn (16) Jahre aus dem Leben Goeckingks“. Die fleissige Arbeit hat als Grundlage das 16 Jahre lange Leben und Wirken Goeckingks in Ellrich und behandelt mit grosser Liebe den Widerstreit von Poesie und Aktendienst, unter dem der Dichter litt. Sie fusst, ohne Quellen anzugeben, auf der allerdings nicht vollständig benutzten Literatur über Goeckingk bis zu Minors Darstellung im 73. Bande von Kürschners „Deutscher National-Literatur“ (ausschliesslich) und verwertet besonders Strodtmanns „Briefe von und an Bürger“. Eingehend berücksichtigt diese Untersuchung die Gedichte, wenn auch mehr vom biographischen als vom historischen Gesichtspunkte aus; immerhin verdanke ich auch ihr einiges Wertvolle.

Für Auskünfte und Mitteilungen haben mich auch zu Dank verpflichtet: Oberlehrer Dr. M. Adler, Archivar des Pädagogiums in Halle, C. Hey, Stadtbibliothekar in Halberstadt, Dr. Ausfeld, Direktor des Königl. Staatsarchivs in Magdeburg, Dr. Jacobs, Oberbibliothekar in Wernigerode und das Universitätssekretariat in Halle.

Schliesslich mag es mir an dieser Stelle vergönnt sein, meinen aufrichtigen Dank Prof. Elster in Marburg auszusprechen. Er hat mich zu der Arbeit angeregt, mir für die Anlage und Form seinen Rat erteilt und vor allem den ganzen Werdegang der Untersuchung setzt hilfreich geleitet.

Berlin, November 1908.

Der Verfasser.

Literatur.

Wir verzeichnen folgende Abkürzungen öfter angeführter Werke:

Goeckingk, Leopold Friedrich Günther von:

S¹ = Sinngedichte. 1. Hundert (Halberstadt 1772).

S² = Sinngedichte. 2. Hundert (Halberstadt 1772).

A 77 = Lieder zweier Liebenden (Leipzig 1777).

S³ = Sinngedichte in drei Büchern (neue, verbesserte Auflage, das. 1778).

A 79 = Lieder zweier Liebenden (neue, vermehrte und verbesserte Auflage, das. 1779).

A 79 = Lieder zweier Liebenden (3. Auflage, das. 1819).

A 80 = Gedichte (bei Immanuel Breitkopf in Leipzig und Hermann in Frankfurt a. M., 1. Teil: 1780; 2. Teil: 1781; 3. Teil: 1782).

Plan = Plan zur Errichtung einer Erziehungsanstalt für junge Frauenzimmer (Ellrich 1783).

Ankündigung = Ankündigung eines deutschen Journals, welches mit dem künftigen Jahre seinen Anfang nehmen soll (das. 1783).

Journal = Journal von und für Deutschland (das. 1784, 2 Bde.).

Prosa = Prosaische Schriften, 1. Teil (Frankfurt a. M. 1784).

Denkmal = Sophiens Denkmal („Deutsche Monatsschrift“ 1790, Bd. 1).

Ramler = Karl Wilhelm Ramlers poetische Werke (1. Teil: Berlin 1800; 2. Teil: Berlin 1801).

A 21 = Gedichte (Frankfurt a. M. 1821, 2 Bde. Nach dieser Ausgabe ist zitiert, wenn ein besonderer Vermerk fehlt).

Bretschneider = Reise des Herrn von Bretschneider nach London und Paris nebst Auszügen aus seinen Briefen an Herrn Friedrich Nicolai (Berlin und Stettin 1817).

Charaden = Charaden und Logogryphen (Frankfurt a. M. 1817).

Rancé = Leben des Dom Armand Johanns le Bouthillier de Rancé, Abts und Reformators des Klosters la Trappe (Berlin 1820, 2 Bde.).

Nicolai = Friedrich Nicolais Leben und literarischer Nachlass (das. 1820).

Benzler = Benzler, Johann Lorenz, hrsg. von Ed. Jacobs („Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Landeskunde“, 27. Jhg., Wernigerode 1894).

- Blätter = Gemeinnützige Blätter, 2. Jahrgang (Halberstadt 1789).
- Bobrick = Briefwechsel zwischen Goeckingk, Bobrick und Gomperz (Marienwerder 1785).
- Bürger, Sauer = Bürger, G. A., Gedichte, hrsg. von August Sauer (Kürschners „Deutsche National-Literatur“, Bd. 78).
- Bürger, Politik = Bürgers politische Ansichten, von Adolf Strodtmann (in Blumenthals „Neuen Monatsheften für Dichtkunst und Kritik“, Berlin 1875).
- Daniel = Hermann Daniel, Goeckingk auf der Schule (in Daniels „Zerstreuten Blättern. Abhandlungen und Reden vermischten Inhalts“, Halle 1866).
- Falkenstein = K. Falkenstein, Tiedges Leben und poetischer Nachlass (Leipzig 1841).
- Göttinger MA = Göttinger Musenalmanach (Göttingen, J. C. Dieterich, 1776—78, 1794).
- Handbuch = Handbuch des preussischen Adels, Bd. 2 (Berlin 1893).
- Harzbote = Der Harzbote. Eine Monatsschrift für Stadt und Land, Bd. 1 (Halberstadt 1828).
- Herbst = Wilhelm Herbst, Johann Heinrich Voss (Leipzig 1872—76, 3 Bde.).
- Herz = Henriette Herz, Ihr Leben und ihre Erinnerungen, hrsg. von J. Fürst (2. Aufl., Berlin 1858).
- Holtei = Karl von Holtei, Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten (Hannover 1872).
- Jacobi = Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg Jacobi, mit einem Abriss seines Lebens und seiner Dichtung, hrsg. von Ernst Martin („Quellen und Forschungen“, Bd. 2, Strassburg 1874).
- Jacobs = Eduard Jacobs, L. A. Unzer, Dichter und Kunstrichter (in der „Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Landeskunde“, 28. Jahrgang, Wernigerode 1895).
- K. D. L., Bd. 45 = Kürschners „Deutsche National-Literatur“, Bd. 45: Anacreontiker und preussisch-patriotische Lyriker, hrsg. von Franz Muncker.
- K. D. L., Bd. 73 = Kürschners „Deutsche National-Literatur“, Bd. 73: Fabeldichter, Satiriker und Popularphilosophen des 18. Jahrhunderts, hrsg. von Jakob Minor.
- Lachmannski = Hugo Lachmannski, Die deutschen Frauenzeitschriften des 18. Jahrhunderts (Berliner Dissertation, 1900).
- Michaelis = Johann Benjamin Michaelis, Sämtliche poetische Werke (Wien 1791, 2 Bde.).
- Nekrolog = Neuer Nekrolog der Deutschen, 6. Jahrgang, 1828, Bd. 1 (Ilmenau 1830).
- Parthey = G. Parthey, Jugenderinnerungen. Handschrift für Freunde (Berlin 1871, 2 Bde.).

- Pröhle = Heinrich Pröhle, Der Dichter Günther von Goecking über Berlin und Preussen unter Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. (in der „Zeitschrift für preussische Geschichte und Landeskunde“, 14. Jahrgang, Berlin 1877).
- Rabener = G. W. Rabener, Sammlung satirischer Schriften (Leipzig 1751—55, 3 Bde.).
- Ramler, Blumenlese = Karl Wilhelm Ramler, Lyrische Blumenlese (Leipzig 1778).
- Ramler, Fabellese = Karl Wilhelm Ramler, Fabellese (das. 1783).
- Recke = Vor hundert Jahren. Elise von der Reckes Reisen durch Deutschland, 1784—86, hrsg. von G. Karo und M. Meyer (Stuttgart 1884).
- Redlich = Carl Christian Redlich, Versuch eines Chiffrenlexikons zu den Göttinger, Vossischen, Schillerschen, Schlegel-Tieckschen Musenalmanachen (Hamburg 1875).
- Sauer = August Sauer, Aus dem Briefwechsel zwischen Bürger und Goecking („Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte“, Bd. 3, Weimar 1890).
- Kl. Schmidt = Klamer Schmidt, Leben und auserlesene Werke, hrsg. von W. W. J. Schmidt und Fr. Lautsch (Stuttgart 1826—28, 3 Bde.).
- Schütz = Christian Gottfried Schütz, Darstellung seines Lebens, Charakters und Verdienstes, nebst einer Auswahl aus seinem literarischen Briefwechsel mit den berühmtesten Gelehrten und Dichtern seiner Zeit, hrsg. von F. K. Schütz (Halle 1835, 2 Bde.).
- Strodtmann = Briefe von und an Gottfried August Bürger, hrsg. von Adolf Strodtmann (Berlin 1874, 2 Bde.).
- Thümmel = Moritz August von Thümmel, Wilhelmine oder der vermählte Pedant („Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts“, Nr. 48, Stuttgart 1804).
- Tiedge = C. A. Tiedge, L. F. G. von Goecking (in Hasses „Zeitgenossen“, Bd. 1, Leipzig 1829).
- Voss = Johann Heinrich Voss, hrsg. von August Sauer (in Kürschners „Deutscher National-Literatur“, Bd. 49).
- Voss, Briefe = Johann Heinrich Voss, Briefe, hrsg. von Abraham Voss (Halberstadt 1829—32, 3 Bde.).
- Weber = C. J. Weber, Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen, Bd. 4 (Stuttgart 1828).
-

Kapitel I. Goeckingks Jugend (1748—70).

So wie ich bin, so will ich sein,
Und so mich meinen Freunden geben.

II, 202.

Familie und Heimat.

Die Familie v. Goeckingk stammt aus Oberspier in der Schwarzburgischen Grafschaft Sondershausen, wo Hans Günther Goeckingk um die Mitte des 16. Jahrhunderts als Haus- und Gutsbesitzer urkundlich erwähnt wird. Sein Sohn Hans Günther¹⁾ kam nach einer grössern Reise durch vieler Herren Länder um 1620 nach Gröningen, einem Städtchen nordöstlich von Halberstadt, wurde dort Amtmann und erwarb bedeutende Besitzungen, die von seinen Nachkommen stetig vergrössert, von unserm Dichter aber in der Zeit der Napoleonischen Bedrückung (1810) verkauft wurden. Sohn und Enkel folgten Johann Günther Goeckingk in der Eigenschaft eines Amtmannes, sein Urenkel wurde Kriegs- und Domänenrat in Halberstadt. Dieser, mit Namen Christian Friedrich Günther Goeckingk, Erbgessener zu Gröningen, Erb- und Gerichtsherr zu Günthersdorf und Dalldorf, hinterliess aus seiner mit elf Kindern gesegneten Ehe vier Töchter und zwei Söhne. Der jüngere ist der Dichter Leopold Friedrich Günther Goeckingk²⁾, der am 13. Juli 1748 zu Gröningen

1) Zur Erinnerung an ihre Schwarzburgische Heimat scheinen die Söhne der Familie fast ausnahmslos den Vornamen Günther zu führen.

2) Die verschiedene Schreibweise des Namens Goeckingk hatte der Dichter selbst verschuldet, der sich in seinen Briefen jeder nur denkbaren Form bediente. Das c in seinem Namen hielt er für einen überflüssigen Buchstaben und erst im hohen Alter kam er zu der billigen Ansicht, am Ende sei es doch schicklicher, sich so zu schreiben wie sein Vater, Grossvater und Bruder (Goeckingk an Kl. Schmidt, Berlin, 8. Februar 1820).

geboren wurde, dem Wohnorte des bei der Kammer in Halberstadt angestellten Vaters. Die Liebe der Eltern zu dem kleinen Leopold war sehr gross, und wenn der gereifte Mann, um mit seiner eigenen Person keine Umstände zu machen, den Geburtstag niemals feierte, so wusste er sich doch aus seiner Kindheit des Margaretentages zu erinnern, an dem die gute Mutter immer dafür sorgte, dass ihr Liebling Margaretenbirnen bekam. Von diesen Jugendjahren plaudert der Episteldichter in einem seiner schönsten Gedichte (IV, 295):

O du Garten, wo als Knaben
 Mir zu hoch kein Apfel hing,
 Du verschwiegener Mühlengraben,
 Wo den ersten Schmerl ich fing,
 Und du Busch, durch dessen Aeste
 Mir ein Hänfling einst entflog,
 Und fünf Junge mir im Neste
 Ueberliess, die ich erzog.

Und II, 44 f. heisst es:

Ich, erzogen unter Grafen,
 Hüllt' in weiche Seide mich,
 Konnt' auf Flaumenfedern schlafen,
 Und mein Pferdchen, klein wie ich,
 Ging bei meiner Schwester Schafen
 Auf der Weide brüderlich.

Duftige Blumenkränze flocht für ihren lieben Spielkameraden des Nachbars Töchterlein, der *Kindheit liebste Freude*, des *Herzens erste Braut* (IV, 296). Und auch an losen Kinderstreichen war Goeckings Jugend nicht arm:

Für Nachbar Filz, den reichen Thoren,
 Geldtuten, angefüllt mit Sand,
 So lang vor seiner Thür verloren,
 Bis sein betrogner Geiz sie fand (IV, 194 f.).

Dann trieb der lustige Knabe, dem die väterliche Güte das Reiten gestattet hatte, mit seinem Pferdchen Unfug, so dass der Vater häufige Klagen hören musste und das Vergnügen untersagte. Durch sein Taschengeld bestach jedoch der ungehorsame Leopold den Kutscher, ihm trotz des väterlichen Verbots die Hufe des Pferdes mit Filzsohlen zu beschuhen. So gelangte der junge Reitersmann unbemerkt durch den Hausflur und ritt eine alte Frau nieder, die die Tritte des Pferdes nicht hinter sich hören konnte. Ein andermal stattete der kleine Tunichtgut hoch zu Ross der Kirche des

Halberstädter Franziskanerklosters sogar während des Gottesdienstes einen Besuch ab. Die Folgen solchen Uebermuts machten auf das Gemüt des kleinen Sünders nur vorübergehenden Eindruck. Deshalb griff der Vater zu härteren Strafen: er hiess ihn barfuss einhergehen, gestattete ihm nur noch zu Fuss durch Wald und Flur zu streifen, und wenn das liebe Söhnchen ermüdet war, so musste es sein Haupt auf einen harten Sack voll Kerne legen. Dankbar bekannte später der erfahrene Mann von dieser väterlichen Erziehung: das war *eines Lehrers Meisterstück* (II, 47).

D o m s c h u l e i n H a l b e r s t a d t .

Kein Pferd erleichterte nunmehr den Schulweg von Gröningen in die Domschule nach Halberstadt, zu dessen Schülern seit 1755 auch Klamer Schmidt gehörte. Wohl weniger dieser selbst als sein späterer Schwager Johannes Abel, der Sohn eines angesehenen dortigen Arztes, gehörte zu den mutwilligen Gespielen, die recht nach Goeckingks Sinne waren¹⁾. Da während des Siebenjährigen Krieges (in den Jahren 1757 und 1758) Halberstadt wiederholt von den Franzosen besetzt und geplündert wurde, gewann Goeckingk mannigfache Eindrücke, die seine Phantasie lebhaft in Bewegung setzen und ihr weite Perspektiven eröffnen konnten. So folgte einer grossen Armee des Herzogs von Richelieu einst eine Schar von Künstlern, Kaufleuten und Handwerkern, und die vom Unterricht heimkehrende Jugend konnte auf dem Domplatze zahllose Buden, selbst Buchläden begaffen. Auf der Schule war der übermütige Knabe sicher einer von jenen, die ihren gutherzigen Lehrer Lindau wegen seiner dunklen, buschigten Augenbrauen als Esau verspotteten und dafür im schärfsten Masse die rücksichtslose Strenge ihres Rektors Struensee fühlten.

P ä d a g o g i u m i n H a l l e .

Am 15. Mai 1762 brachte der Vater seinen ausgelassenen Sohn auf das königliche Pädagogium nach Halle. Anfangs zeigte dieser auch hier noch seinen neckenden, verletzenden Mutwillen gegen seine Mitschüler, aber bald machte die ihm angeborene satirische Ader

1) Vgl. Kl. Schmidt, Bd. I, S. 74.

einem freundlichen und gefälligen Wesen Platz. Den Stubenkameraden wurde er ein lieber und aufopfernder Freund, der jedem seine Börse zur Aushilfe reichte, selbst wenn für ihn nur wenig oder nichts übrig blieb. Ueber ein Jahr war er hier mit Bürger zusammen, der das Pädagogium im September 1763 verliess. In der Elegie auf den Tod dieses späteren Freundes erwähnt Goeckingk im Jahre 1796 die mit ihm froh verlebte Jugend (III, 180):

So, so sank er dahin im schönsten männlichen Alter,
Den ich schon herzlich geliebt, als er dem Rehe noch glich,
Als sein kräftiger Arm den Federball über die Spitze
Jenes Denkmals trieb, das sich einst Francke gebaut.

In diesen wehmütigen Versen zog der gealterte Dichter die blossе Schulkameradschaft in die später geschlossene, innige Freundschaft hinein: damals, in Halle, handelte es sich um keinen engern Verkehr, als wie er unter der Schuljugend üblich ist, sonst hätten sich wohl die beiden Musensöhne auf der Universität Halle wiederfinden müssen, was aber nicht geschah.

Goeckings Lehrer.

In seiner Eigenschaft als Inspektionslehrer übte Schrader auf den Charakter des neuen Zöglings aus Halberstadt einen weitgehenden Einfluss aus, impfte ihm den Begriff strenger Pflichterfüllung ein und wurde sein wohlmeinender, väterlicher Berater und Freund¹⁾. Unter seiner guten Leitung entwickelten sich die geistigen Fähigkeiten des Jünglings, und in ihm erwachte eine dauernde Liebe zu Homer und besonders zu Horaz. Dem Venusinischen Singschwan weihte der *dankbare Bewunderer* in reifen Jahren eine selbständige Epistel; und noch in dem Gedichte II, 33 bekundet er mit Freuden die Begeisterung, die ihm Homer für die grossen Taten Achills eingeflösst hatte:

Homer

Lag Nachts schon unter meinem Kissen;
Leicht hätte man den Ball, so sehr
Ich ihn auch liebte, mir entrissen,
Doch diesen Alten nimmermehr (II, 39).

1) Schrader ist die Epistel II, 33 ff. gewidmet, die eine persönliche Bekanntschaft des Lehrers mit Goeckings Eltern voraussetzen lässt. Diese Annahme wird noch dadurch unterstützt, dass Schraders Geburtsort Derenburg erstadt war.

Die Dichtkunst schätzte der halb erwachsene Knabe *mehr als Ball und Ross, mehr als der Jagden Hallo* (III, 203). Beim Pflanzensuchen lief er froh bergauf und bergab, sollte er aber seinen Fleiss auf die Sammlung getrockneter Pflanzen verwenden, dann richtete er sein Augenmerk lieber auf Reime. Bei den Uebungen in lateinischen und deutschen Versen zeichnete sich Goeckingk vor seinen Mitschülern aus. Lächelnd beobachtete Schrader die Entstehung seiner ersten Produkte, wenn ihm das Haschen nach einem beglückenden Reim Angstschweiss aus den Poren trieb und er voll Ungeduld den Federkiel zu Fasern stampfte. Goeckingk war bei fast jeder Schulfeier mit einer selbstverfertigten deutschen Ode vertreten, die ihren Zwecken entsprechend religiöse und ethische Stoffe behandelten. Gelegentlich entwarf er unter anderen eine deutsche Ode über die rauhen Wege der Vorsehung, und bei dem 50jährigen Stiftungsfest des Pädagogiums am 19. April 1763 beantwortete er die Frage, inwiefern der selige Stifter sagen konnte: *Ich habe nur zugesehen, was Gott getan hat*. Unvergesslich blieb Goeckingk die Achtung gebietende Persönlichkeit des äusserst tüchtigen Leiters der Anstalt, Niemeyer, nach dessen Hinscheiden ihm die ehrende Aufgabe zuteil wurde, die deutsche Rede bei der Trauerfeier zu halten. Würdighrt der Dichter sein Andenken II, 45/46:

Weihrauch soll noch in der Erde
 Meinem grossen Lehrer glühn!
 Was ich bin und was ich werde,
 Ward und werd' ich halb durch ihn.

Universitätsjahre in Halle.

Gesund an Leib und Seele und mit geistigen Fähigkeiten reich ausgestattet, bezog der Jüngling im Herbst 1765 die Hallische Universität, an der er bereits seit dem 11. August 1764 als stud. jur. inskribiert war¹⁾. Der knabenhafte Uebermut, den Goeckingk früher an den Tag gelegt hatte, war jetzt durch die Erziehung auf dem Pädagogium einem festen Willen und einem edlen, männlichen Stolz gewichen. Des Jünglings freie Zeit galt den Musen, und er

1) Der Grund für die vorzeitige Immatrikulation wird der Genuss eines Familienstipendiums gewesen sein.

liess sich durch seine Neigung zum Vergnügen nicht auf abschüssige Bahnen bringen. Andererseits war auch in ihm die empfindsame Schwärmerei für die Natur gar zu stark ausgeprägt (IV, 297):

Ach! aus keinem Festpokale
Sog ich solchen Rausch noch ein
Als aus dir, geliebte Saale!
Auf dem Felsen Gieb'chenstein.

Ein abschreckendes Beispiel blieb für ihn die Studienzeit eines älteren Bruders, die in das Elternhaus viele Sorge gebracht hatte. Goeckingk war ein fleissiger Student und hörte gewissenhaft den ganzen *cursum der Jurisprudenz*. Die übrige Zeit verwandte er auf die schönen Wissenschaften, und ausserdem erweiterte er seine Kenntnisse im Französischen und Englischen.

Der Umgang auf der Universität.

Mit Freuden ist es zu begrüssen, dass er Bürger und somit dem Kreise um Professor Klotz, der 1765 von Göttingen nach Halle gekommen war, gänzlich fern blieb. Aber nicht unwahrscheinlich ist es, dass Goeckingk den 1766 auf Klotzens Verwendung als Professor nach Halle berufenen Jacobi kennen lernte und durch ihn zu jenem Zirkel in nähere Beziehung trat, dessen Mittelpunkt eine Fürstin von Anhalt-Bernburg war¹⁾. Von hier erhielt G. Jacobi, eine Goeckingk wahlverwandte Natur, seine Anregungen zur dichterischen Betätigung. Beide feiern den erlaubten Lebensgenuss, schätzen Tugend und Freude und stellen die Freundschaft höher als die Liebe²⁾. Vor allem steht aber die Poesie beider in naher Beziehung zu den Gressetschen Dichtern, die Goeckingk in jenen Jahren las. Ob hierzu G. Jacobi in Halle Anlass gegeben hat, können wir nicht beweisen, doch ist es möglich, ebenso auch, dass der im Dezember 1769 nach Halberstadt übersiedelnde G. Jacobi den dichtenden Studiosus mit Gleim zuerst in Berührung brachte. Goeckings Episteln gelangen zwar über eine blosser Nachahmung Gressets hinaus zur Selbständigkeit, indessen haben sie wie die 1768 erschienenen „Briefe

1) Vgl. Jacobi, S. 3.

2) Goeckingk heiratete, wie er sich später Bürger gegenüber ausdrückte, ist sein Mädchen nur aus Freundschaft (vgl. Strodtmann, Bd. 1, S. 233).

des Herrn J. G. Jacobi“ wirkliche Vorfälle und Verhältnisse zur Grundlage. Klamer Schmidt, der im Herbst 1764 nach Halle kam, nannte Goeckingk einen seiner ältesten akademischen Freunde, der auf seine Liebe zur Poesie und sein ganzes innere Leben gewiss einen nicht unbedeutenden Einfluss gehabt habe¹⁾, und als er 1819 sein 50jähriges Dichterjubiläum feierte, weihte ihm Goeckingk Distichen, in denen sich die Stelle findet:

Noch vor der goldenen Hochzeit,
Die mit der Muse du heut feierst Anacreon gleich,
Hat noch früher sie auch unsere Freundschaft gefeiert;
Jene belohnet den Kopf, diese belohnte das Herz²⁾.

Das würde zu dem immerhin gewagten Rückschluss berechtigen, dass Goeckingk auch die von Kl. Schmidt besuchten Vorlesungen der Philosophen Georg Friedr. Meier³⁾ und Joh. Friedr. Joachim hörte. Obwohl er den juristischen Vorlesungen viel Verständnis entgegenbrachte, hielt er sich doch schadlos an der Dichtkunst

Für das, was Flaccus Süßes hat,
Bei des gelehrten Nettelblatt⁴⁾
Schlafkörnervollem Spass zu büßen (I, 189).

Schwerlich liess sich Goeckingk G. Jacobis deutsche Uebungen entgehen, in denen eingelieferte Aufsätze und Gedichte beurteilt wurden. In diesem Falle hätte er dem Graziendichter tiefgehende poetische Anregungen zu verdanken, und durch ihn wären dann dem jungen Dichter die Wielandschen Einflüsse vermittelt, deren Spuren sich in der „Bürgermeisterwahl“ und später noch in der „Schlittenfahrt“ finden. Für die Entwicklung Goeckingks in den Universitätsjahren bleiben nur spärliche Quellen. Gedichte fehlen gänzlich, seine in diese Zeit zurückgreifenden prosaischen Aufsätze philosophischen Inhalts sind verloren gegangen, und es mag erwähnt werden, dass er in seinem einer Behörde damaliger Zeit vorzulegenden curriculum

1) Vgl. Kl. Schmidt, Bd. 1, S. 74 f. Dagegen heisst es daselbst Bd. 1, S. 231, in einem Briefe aus hohem Alter (3. Juni 1822): *Der gute Goeckingk, nun ausgemacht mein ältester Freund (seit 1770) hat uns einen schönen Tag gemacht* . . . Diese Bemerkung bezieht sich auf die briefliche Freundschaft seit der Trennung in Halberstadt, Frühjahr 1770.

2) Kl. Schmidt, Bd. 1, S. 249.

3) Vgl. Kl. Schmidt, Bd. 1, S. 183.

4) Daniel Nettelblatt, Professor der Rechte in Halle (1746—1790).

vitae über die Jahre 1765—1778 die dichterische Tätigkeit übergeht. Dieser Bericht gibt uns nur die sichere Gewähr für die Lebensgeschichte des trockenen Juristen. Goeckingks Bildung wurzelt in der Aufklärung. Ob ihm die Popularphilosophie durch Vorlesungen in Halle vermittelt wurde oder ob der in den moralischen Wochenschriften wehende Geist auf ihn wirkte, vielleicht auch beides im gleichen Masse, lässt sich nicht entscheiden.

Der Referendar in Halberstadt.

Als Bürger von Halle nach Göttingen zog, um auf zwei weitere Jahre der sittenlosen Gesellschaft im Hause der Madame Sachse zu verfallen, wurde Goeckingk auf Ansuchen des Vaters bei der Halberstädter Kammer geprüft und im April 1768 angestellt. Hier genoss der Referendar die Anleitung zum königlichen Dienste und erlangte durch seine Kenntnisse und seine Bereitwilligkeit zu lernen die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. Ausserdem wurde er noch zu der Uebersetzung der Korrespondenzen gebraucht, und nicht selten war es seine Aufgabe, verwickelte Relationen auszuarbeiten. Dienstlich nicht zu sehr in Anspruch genommen, verlebte er zwei glückliche Jahre. Allerdings war ihm das zerstreuende gesellschaftliche Treiben zuwider, das ihm durch amtliche Stellung und Vaterhaus auferlegt war. Vielmehr fühlte er sich mit seinem Freunde Klamer Schmidt zu Gleim hingezogen, und 1769 gesellte sich zu ihnen auch noch G. Jacobi. Kam für diesen Dichterkreis der in Halberstadt lebende Lichtwer¹⁾ nicht mehr in Betracht, so verkehrte doch Goeckingk bei ihm.

So ging ich fort auf meiner Bahn,
Allein aus meinem süßen Wahn
Riss unser Lichtwer mich geschwinde.
Den Augen nahm er ihre Binde,
Dass sie das weite Ziel erst sahn (II, 39 f.).

Während Gleim den jungen Dichter ermunterte, scheint der durch amtliche Laufbahn für die Dichtung bereits abgestorbene Lichtwer dem aufstrebenden Juristen klar gemacht zu haben: *Ein*

1) Die ändern von Goeckingks Biographen Tiedge aufgeführten Dichter weilten sämtlich erst nach Goeckingks Zeit in Halberstadt.

Autor ist am Hof ein Thor (I, 25). Dass Kl. Schmidt, der sich in den verschiedensten Richtungen versucht hatte, auf Goeckingk einen bleibenden Einfluss geübt habe, ist natürlich nicht anzunehmen. Er wird ihn zu den nicht erhaltenen Nonnenliedern nach Petrarca's Manier angeregt haben, für die Goeckingk durch eine Laura unter den dortigen Ursulinerinnen begeistert wurde. Hier stehen wir aber schon auf dem Goeckingk eigenen Boden seiner durchaus subjektiven Poesie. Gleim's Garten gegenüber liegt nämlich das Kloster, und Goeckingk ist einer von jenen Halberstädtern Dichtern gewesen, über die Michaelis (Bd. I, S. 87) scherzte:

An deinem kleinen Sans-Souci reift Wein,
Und Amor schlägt die Flügel in den Hain
Der nahen klösterlichen Zellen.

Mit Gleim, G. Jacobi und Kl. Schmidt teilt Goeckingk weise Fröhlichkeit, die bei einfachen Sitten und stiller Zufriedenheit wohnt, er schwärmt auch mit ihnen für die Freundschaft, ohne ihre süßlichen Empfindungen zu teilen; er bleibt vielmehr kraftvoll, männlich und in seinem Freundschaftsgefühl innig, arglos und treu. Aber mit Gleim und G. Jacobi verknüpft sich aufs engste die Begründung seines dichterischen Ruhms, der Popularität unter seinen Zeitgenossen: er erfüllt die ihm ans Herz gelegte Forderung, volksmässige, sangbare Lieder zu dichten. Darin beruht der wertvolle Einfluss jener Männer, und bildet G. Jacobi insonderheit Goeckingks Stil, so zeichnet ihm Gleim die Wege für die folgende innere Entwicklung vor. Obwohl Goeckingk schon selbst vorwärts zu kommen und sich aufs peinlichste vor etwaiger Abhängigkeit zu schützen sucht, so will ihm das doch nicht immer glücken. Aber schon jetzt genügten die in Halberstadt gepflegten anakreontischen Tändeleien und Graziendichtungen dem Menschheitsideal Goeckingks nicht mehr, das, der Sturm- und Drangperiode folgend, sich zu einer gesunden Sittenlehre für Staat und Gesellschaft erhob. In diesem Gesichtspunkte fühlte er sich ganz einig mit Michaelis, und daher ist es zu verstehen, dass er diesem, der nach einem entbehrungsreichen Literatenleben früh verstarb, in seinen Gedichten manch ehrendes Denkmal gesetzt hat. Freilich hat sich Goeckingk seiner Bekanntschaft nur acht Tage im April 1770 erfreut, als Michaelis auf der Durchreise bei Gleim weilte. Goeckingk erkannte in ihm das überlegene Talent, und

er hoffte durch den Umgang mit ihm bedeutende Anregung für sein poetisches Schaffen zu gewinnen. Durch den Gedanken voreingenommen, Michaelis sei von den Halberstädtern überschätzt worden, hat man seine dichterischen Leistungen selten richtig gewürdigt. Er wird in literarischen Werken wohl bei Besprechung der Wielandianer, der Travestie, der Fabel, der Epistel, selbst der literarischen Satire herangezogen, aber seinem Gesamtschaffen, seiner zweifellos bemerkenswerten poetischen Begabung ist man selten gerecht geworden¹⁾. Durch diesen Freund wurde der Same zu Goeckings Epistelpoesie in den durch G. Jacobi und Gleim vorbereiteten Boden gelegt.

Goeckings „Prosaische Schriften“.

Genauer noch könnten wir die geistige Ausbildung des Dichters in Halberstadt überschauen, wenn die philosophischen Schriften aus jener Zeit erhalten geblieben wären. Es waren Aufsätze im ernsthaften Ton, die Goecking in einem zweiten Bande der „Prosaischen Schriften“ folgen lassen wollte. Aber dies ist nicht geschehen; wahrscheinlich hat er es wegen der wachsenden Amtsgeschäfte zu Ende der achtziger Jahre unterlassen. Der erste Teil erschien in Frankfurt a. M. 1784. Die Abhandlungen, die er enthält, sind (nach der Vorrede) von Goecking in einer glücklichen Zeit und in dem angenehmen Gefühl geschrieben worden, dass es ihm möglich sein werde, seine Ideen nach und nach deutlich und vollständig zu entwickeln. Da sie in ihrer ersten Gestalt unverändert wiedergegeben worden sind, ist das Charakteristische in ihnen auch nicht verwischt. Es sind die ersten Versuche, die Goecking vom 19. bis zum 22. Lebensjahr gemacht hat, also vom letzten Universitätsjahre bis zum Scheiden von Halberstadt. Nur die „Bürgermeisterwahl“ ist in das Jahr 1771, die Ellricher Zeit, zu setzen²⁾. Der literarische Wert des Buches ist gering. Schon bei seinem Erscheinen konnte es nur insofern das Interesse des Publikums erwecken, als der Dichter der „Lieder

1) Leider hat auch Ernst Reclams Dissertation „Johann Benjamin Michaelis“ (Leipzig 1904) diesen Mangel.

2) Das geht aus Goeckings Brief an Kl. Schmidt vom 13. Dezember

zweier Liebenden“ sein Verfasser war. In diesen ersten schriftstellerischen Versuchen Goeckingks finden wir noch überall den Anfänger. Das, was der Jüngling erlebt hat, bringt er zum Ausdruck, was seine scharfe Beobachtungsgabe an den Schwächen seiner Mitmenschen gesehen hat, wird in satirische Form gekleidet, jedoch ist die Satire erst im Aufkeimen und entbehrt daher noch des bitteren Tons. Lebhaftige Phantasie vermissen wir beim Jüngling, wie bei dem Manne. In einer der Darstellungen, dem „Versuchten Schäferleben“, gestaltete er ein Erlebnis; im übrigen ist er, wie sich das bei seinen jungen Jahren leicht begreifen lässt, von der literarischen Ueberlieferung abhängig. Seit 1765 hatte Gessner durch seine Idyllen die Bewunderung aller gebildeten Deutschen auf sich gezogen, und Goeckingk fühlte sich besonders von dem in ihnen ausgeprägten Naturgefühl angesprochen. Doch ist das „Versuchte Schäferleben“ nur eine schwache Probe von rhythmischer Prosa und bleibt von dem eigentlichen Wesen einer Schäferdichtung weit entfernt. Ueberall drängt sich Goeckingks Satire vor, bei der er, wie auch in der „Bürgermeisterwahl“, aus den ihm begegnenden Narren Kapital schlägt. So ist Wendfurt, die Hauptfigur in dem „Versuchten Schäferleben“, auf dem Pädagogium in Halle gewesen, und der orthodoxe Pastor hat in Halle studiert. Der Held in der „Bürgermeisterwahl“, Tau-regen, hat ebenfalls diese Unversität besucht; sein Hut mit der goldenen Tresse hat dort so gut wie sein Herr das Naturrecht gehört; ein Freisass läuft neben einer Christine wie der Schulknabe neben dem Rektor, oder ein Mädchen wiederholt angenehme Worte wie ein Quintaner seine Vokabeln, der Schultheiss bekommt von einem Unversitätsfreunde einen Zander geschickt, und das Quälen der Pferde durch Galoppieren soll unsinnigen Studenten überlassen werden. Einer warmen Empfindung entspringen andere Abschnitte über die Leiden von Menschen und Tieren. In den „Neujahrswünschen“ sind bereits Weisheit und Torheit die sich gegenüberstehenden Schlagworte. Einen Abscheu gegen Tyrannei hatte schon Goeckingk als Schulknabe, wenn er von Neros Greuelthaten hörte, und dieses Gefühl wird in den „Briefen von Tieren“ hervorstechender. Auch findet sich hier der so oft betonte Lieblingsgedanke, dass Reichtum nicht glücklich mache, und in der „Art von Intelligenzblättern“ sind die Ideen vorbereitet, die wenig Jahre später in den „Sinngedichten“

eine poetische Form annehmen sollten. Das eine muss für die Beurteilung des Dichters festgehalten werden, dass seine von Natur schwache Phantasie durch zu ängstlichen Anschluss an die Wirklichkeit zurückgedrängt wird. Ein unverbrüchliches Zeugnis seiner Aufklärungsbildung! Mit vollem Recht bezeichnet sich Goeckingk einmal selbst als einen Gelegenheitsdichter im gewissen Sinne, weil er niemals die Leyer zur Hand nehme, wenn nicht, oft zwar ein kleiner, doch für ihn und seine Art zu empfinden interessanter Vorfall Gelegenheit dazu gebe. Ständig ergreift er das unmittelbare Leben der Wirklichkeit. Von allen Dichtern hat er zu lernen gesucht, aber nie seine Individualität verloren. Goeckingk, der sich so wenig durch persönlichen Verkehr beeinflussen liess, lernte nur von einigen Dichtern, die ihm durch die Lektüre bekannt und lieb geworden waren. Die satirischen Stücke weisen uns an Rabener. Gelegentlich bezeichnet sich Goeckingk in der Epistel „An Tertullia“ (I, 72) als seinen Schüler, ohne damit auf sklavische Abhängigkeit hindeuten zu wollen. Freilich kommt er auch keineswegs über Rabener hinaus: die politische Satire, durch die er später seine Gedichte belebte, lag ihm jetzt noch gänzlich fern. Goeckingks innere Berührung mit Rabener erklärt sich aber doch grösstenteils durch den Geist der ganzen Epoche, insbesondere durch das Verhältnis der beiden zu den moralischen Wochenschriften, in deren weiten Reihen auch Goeckingk später als Herausgeber erscheint. Bemerkt sei hier noch, dass Goeckingk gleich Rabener, allerdings ebenfalls mehr von einer allgemeinen Zeitströmung bestimmt, ein deutsches Wörterbuch zu schreiben beabsichtigte. Die ersten Entwürfe wurden Bürger zur kritischen Durchsicht übergeben. Ueber ihren Wert lässt sich jedoch nichts ermitteln. Eine Teilnahme erweckende Bemerkung ist darüber in einem Briefe an Bürger erhalten, die Goeckingks gesunde, satirische Ader und gleichzeitig ein gutes Stück politischer Gesinnung an den Tag legt:

Bey meinem Wörterbuche habe ich manchen Seufzer ausgestossen, dass man im Preussischen noch nicht frey genug schreiben darf, wenn man nicht ein Privatmann ist der sich um alle Excellenzen nichts schiert. Doch das wollen wir beide auch noch werden, und dann sey der Himme den Narren gnädig¹⁾.

1) Strodtmann, Bd. I, S. 307.

Es sind nicht leere Worte, die hier der durch das Joch des Staates beengte Untertan macht. Trotz seiner Stellung schreckt Goeckingk in seinen Gedichten nicht zurück, der grossen Menge gegenüber eine freie Sprache zu führen, die ihm in andern Ländern ein Hohenasperg eingetragen hätte. Wie Goeckingk als Satiriker mit Rabener verwandt ist und in dem „Versuchten Schäferleben“ an Gessner sich angeschlossen hat, so hat ihm Thümmels „Wilhelmine“ für die „Bürgermeisterwahl“ zum Vorbild gedient. Diese zu Ellrich in Prosa entworfene Dichtung in sechs Gesängen, von der die beiden letzten zur Zeit des Druckes nach Goeckingks Aussage verloren gegangen sind, sollte in Hexameter umgearbeitet werden. Die Wandlung des prosaisch komischen Gedichts wird Goeckingk wohl deshalb unterlassen haben, weil er sich bewusst war, diese metrische Form nur mangelhaft zu beherrschen. In seinem Alter versuchte sich der Dichter in Distichen, wurde ihnen aber auch dann nur hie und da gerecht. Zu der Zeit, als die „Bürgermeisterwahl“ entstand, war Goeckingk bereits in Ellrich, wo das ihn anwidernde Philistertum (wie in den „Sinngedichten“) seinen Spott herausforderte, ihm aber der Ton des Gleimschen Kreises noch anhaftete. Also Satire im Gewande der komischen Erzählung, wie in der Idylle und später in der Fabel! Die im Jahre 1764 erschienene „Wilhelmine“ Thümmels hatte auch auf Goeckingk ihren Eindruck nicht verfehlt, und ihr Ton war ihm durch die Halberstädter, besonders durch G. Jacobi, zur Genüge vermittelt. Wenn auch die Anlage von Goeckingks „Bürgermeisterwahl“ dem Schema der komischen Erzählungen entspricht, so sieht es der Verfasser doch nicht darauf ab, Lüsternheit zu erregen, wie nach ihm Heinse oder wie vor ihm Thümmel. Er steht vielmehr in den satirischen Partien unter dem Einfluss der moralischen Wochenschriften: Laster und Unwissenheit will er verbannt wissen. Wenn Steeles „Zuschauer“ sich unsichtbar macht, um die Torheiten der Menschen zu beobachten, so übernimmt auch Goeckingk dasselbe Motiv in der „Geschichte eines Seelenwanderers“. Bei dieser Verwandtschaft mit den moralischen Wochenschriften und Rabener werden wir bei Goeckingks Ausbildung notgedrungen zu Gellert geführt. Dieselbe moralisierende Lehrhaftigkeit wie bei diesem zieht sich auch durch Goeckingks gesamte Poesie. Daher finden wir bei Goeckingk auch nicht die frohe Laune des lachenden Satirikers, sondern die ernsthaft

strafende Menschenbeobachtung. Aus Gellerts Fabeln und Erzählungen hat er das moralisch-didaktische Moment, Tugend zu wecken und zu pflegen und die Grundübel aller sozialen Missstände zu geißeln. An diese knüpft Goeckingk mit berechtigtem Tadel an, doch kann uns die gegebene Form nicht fesseln. Durch Gellert erhält er aber gegen die Anakreontiker das starke Gegengewicht und lernt es, alle menschliche Vollkommenheit in der sorgsamsten Beobachtung der Pflichten und im sittlichen Handeln zu suchen.

Kapitel 2.

Die Zeit der Dichtung in Ellrich (1770—81).

Aeussere und innere Wandlungen.

Oede Zeiten waren es, die auf die frohen, im Kreise dichtender Freunde verlebten Jahre folgten. Zu Ellrich in der Grafschaft Hohenstein war 1770 eine Kammer errichtet worden, an der Goeckingk als Secretarius und Kanzleidirektor angestellt wurde¹⁾. Eine behagliche Wohnung und der Reiz der Neuheit setzten ihn zunächst über das kleinstädtische Leben hinweg. Der Sommer trieb das Naturkind hinaus in die schöne Umgebung, geistige Anregung erhielt er durch die im Ort angesehene Persönlichkeit des Pastors Schmaling²⁾, mit dem er eine Journalistengesellschaft zusammenbrachte und auch ein gemeinnütziges Wochenblatt herausgeben wollte. War der junge Kanzleidirektor auf das Haus beschränkt, so bot ihm der Verkehr der Ellricher Schönen bei der hübschen Tochter seines Wirtes angenehme Abwechslung. Mit ihnen las er deutsche und französische Stücke, und er selbst nahm noch Unterricht in der Musik. Doch bald fühlte er sich in Ellrich bei lebendigem Leibe begraben und tröstete sich nur in der Hoffnung, dass die *Grossen in Berlin* ja bald an ihn denken würden. Wochenlang ging er fast nicht mehr aus seinen vier Pfählen und kannte keinen andern Weg als den von seinem „Quartier in die Kammer“. Es ist die Zeit, von der er (IV, 66) sagt:

1) Der erste Brief Goeckingks an Kl. Schmidt ist datiert: Ellrich, 10. Juni 1770. Die Uebersiedelung wird im Mai 1770 stattgefunden haben.

2) Schmaling ist der Geschichtsschreiber der Grafschaft Hohenstein und noch heute eine gern genannte Grösse.

Mein Bücherschrank, mein unbelauschtes Zimmer
 Ist mein Gespräch und meine Welt:
 Mein Wunsch nach aller Grösse fällt,
 Und Friede baut auf seine Trümmer.
 Weg mit den Tänzen und den Pfänderspielen
 Und mit der Zeitverderberin,
 Der Kart'! Ist Weisheit nur Gewinn:
 So lass in ihrem Schatz mich wühlen.

Jetzt arbeitete Goeckingk fleissiger als jemals, aber nicht für die Welt, sondern für sich selbst; allein seine innere Vervollkommnung lag ihm am Herzen. Einige Jahre sollten seine Manuskripte liegen bleiben, bis er an einen grössern Ort versetzt werde, wo er Kenner um Rat fragen könne. Er beabsichtigte, Wieland in Erfurt zu besuchen, um ihm wahrscheinlich die gerade vollendete „Bürgermeisterwahl“ vorzulegen. Doch ehe sich diese Absicht verwirklichen liess, war Goeckingk auf dem Felde des Epigramms zu weit vorgeschritten, um in Wieland einen recht brauchbaren Berater finden zu können. Auch scheint dieser dem Ellricher Dichter nicht eben freundlich gegenübergetreten zu sein. Wiederholt wenigstens wies er dichterische Erzeugnisse zurück, um deren Aufnahme im „Teutschen Merkur“ Goeckingk gebeten hatte. Vermutlich sah Wieland in unserem Dichter zunächst nur eins der vielen unbedeutenden Talente, durch deren Unterstützung sich Gleim ein zweifelhaftes Verdienst erwarb. Indessen schon die „Episteln“ Goeckingks belehrten ihn bald eines Besseren: sie fanden Gnade vor den Augen des strengen Kunstrichters,

Den Ellricher Spiessbürgerlichkeiten blieb Goeckingk gänzlich fern, die untergeordnete dienstliche Stellung behagte ihm wenig. Obwohl die Mützen der Ellricher vor dem Kanzleidirektor recht fest sassen, ertrug er sein „Aemtchen“ und mit ihm das „Städtchen“. So lebte er wie *ein Eremit, doch mitten in der Stadt* (IV, 232). Gewissenhaft besorgte er seinen Dienst, alsdann widmete er sich den Musen und Freunden. Nur dadurch konnte er ein ruhiges Herz behalten, und er hatte gelernt, es gerade umgekehrt zu machen als Vater Gleim, der im Journal las, wenn die Akten seiner warteten und, wenn er einen Kontrakt ausfertigen sollte, Gedichte schrieb. Die Trennung von seinen Freunden empfand Goeckingk schmerzlich, bot ihm die Natur in reicher Fülle Ersatz: die Lieblingslinde.

die Königseiche und das murmelnde Geplätscher der Limbach. Im kühlen Schatten des rauschenden Bachs entquillt der schwellenden Brust das innige Geständnis:

Treu, Natur! verbleib' ich dir,
 Bis ich deiner schönen Erde
 Lebewohl einst sagen und mit ihr
 Eine schönre tauschen werde (I, 46).

Bei einem bescheidenen Lebensaufwand ersparte der Dichter einen beträchtlichen Teil seines Einkommens und verwandte ihn zum Kauf von Büchern und zu einem weitausgedehnten Briefwechsel, um sich die Gegenwart von Freunden zu erkünsteln. Nebenher zollte er journalistischer Tätigkeit seinen Tribut, die er aus Liebe zu den schönen Wissenschaften nie in seinem Leben vernachlässigte.

Dramatische Versuche.

Gleichzeitig beschäftigte ihn der Entwurf eines Trauerspiels „Amalie“, den er zusammen mit einer Komödie an Kl. Schmidt schickte. Dass sich Goeckingk auch auf diesem Gebiete versuchte, ist, da er sich eifrig der Lektüre der französischen Dramatiker hingab, leicht zu verstehen. Aber über die Ausführung dieser fast nur Fragment gebliebenen Stücke wissen wir nichts. Sie werden sich nicht über die von den Franzosen gezogenen Grenzen bewegt haben, und ihrem Wert nach sind sie schon dadurch charakterisiert, dass sie Goeckingk nicht einmal aufbewahrt hat. Diese Versuche aus dem Jahre 1770 haben dem Halberstädter Kreise zur Begutachtung vorgelegen. Der wohlmeinende Kl. Schmidt scheint sie zurückbehalten zu haben, denn er lässt sie unerwähnt, während er auf andere ihm vorliegende Dichtungen genau eingeht und ihnen reichliches Lob spendet. Ende Dezember 1771 hatte Goeckingk wiederum ein Drama abgeschlossen, das bis zur Verbesserung ein Jahr liegen blieb, während er sich an ein neues Lustspiel machte. Dann hören wir noch von einem fertigen Trauerspiel, das er am 18. April 1776 Bürger sandte¹⁾. Der Plan dieses Werkes, in dem

1) Vgl. Strodtmann, Bd. 1, S. 300.

das Gesetz der drei Einheiten und das Kostüm genau beobachtet wurden, war bei einem Besuch Bürgers besprochen worden, sollte aber bis auf weiteres geheim gehalten werden. Trotzdem brachte zu Goeckingks Verdruss die Hamburger Zeitung die vorlaute Notiz, er habe ein Trauerspiel verfertigt. „Es ist wahr“, schreibt er an Kl. Schmidt, „aber doch kann ich mich nicht erinnern, einer Seele ein Wort davon gesagt zu haben. Auch werde ich es nicht drucken lassen, bis ich auf einem kleinen Theater die Wirkung davon gesehen habe¹⁾.“ Ganz gut ist es nun möglich, dass diese Tragödie über die Bretter des gesellschaftlichen Theaters in Ellrich gegangen ist, das Goeckingk vielleicht gar zu diesem Zwecke damals eröffnete²⁾. Die Liebhaberbühne befand sich in einem Komödienhaus primitivsten, aber für jene Zeit absolut nicht ungewöhnlichen Stils, *hübsch mit guter Erde und Kühnruss angestrichen*³⁾, wozu Goeckingk die hinter seinem Hause gelegene Scheune eingerichtet hatte. Als Schauspieler war Goeckingk schon einmal im Jahre 1773 mit seiner Braut auf dem Dominium Clettenberg bei Nordhausen in Weisses „Romeo und Julie“⁴⁾ aufgetreten. Möglicherweise erkannte er durch die Wirkung seines Spiels die Grenzen seines Talents, oder eine wohlberechtigte Kritik Bürgers hat ihn in die Schranken gewiesen. Denn Goeckingk war weit davon entfernt, sich und seine Leistungen zu überschätzen und ging in ästhetischen Fragen stets gern auf den Rat seiner Freunde ein. Die Hinneigung zu dem Stil des französischen Klassizismus, die das erwähnte Drama verriet, steht allerdings im merkwürdigen Gegensatz zu der Tatsache, dass Goeckingk auf dem Privattheater in Ellrich eine Totenfeier Lessings veranstaltete. Bei dieser stand im Hintergrunde ein Sarg mit einem Kranze geschmückt, auf ihm lagen Maske und Dolch, und die feierliche Ausschmückung wurde gekrönt durch das Bild des Entschlafenen, an dessen Verehrer Goeckingk von der Bühne herab einen

1) Goeckingk an Kl. Schmidt, Ellrich, 15. Februar 1777.

2) Der hierzu geschriebene Prolog steht in der Ausgabe 1780—82, Bd. 3, S. 229.

3) Vgl. Strodtmann, Bd. 2, S. 35.

4) Vgl. Bd. 2, S. 63: „Nach der Vorstellung von Romeo und Julie“.

Prolog richtete ¹⁾). Später, im Jahre 1794, schrieb Goeckingk aus Berlin an Benzler, den befreundeten Bibliothekar in Wernigerode ²⁾:

Ich bin halb und halb entschlossen meine Musse für das hiesige Theater anzuwenden und ein Stück aus dem französischen auf deutschen Boden zu verpflanzen, weil Ramler um neue Stücke verlegen.

Aber das ist nur noch eine Uebertragung aus den neueren Sprachen, wie sie der alternde Goeckingk liebte. Dieser Arbeit an der französischen Poesie unterzog er sich mehr zur Erholung von anstrengender Amtstätigkeit als aus Liebe zur Berliner Bühne.

Verkehr mit Unzer.

Nicht so trübe wie der erste Winter in Ellrich begann der zweite. Unzer, der Hauslehrer im benachbarten Zorge, war Goeckingks Freund geworden. In ihm sah er ein Geschenk Gottes in seiner „Wildnis“, da sein Herz die Empfindung warmer Freundschaft höher als zehn schöne Gedanken anschlug. Beide Jünglinge hatten wöchentliche Zusammenkünfte in der sogenannten Drahtütte, einem freigelegenen Wirtshaus, etwa in der Mitte des Weges von Ellrich nach Zorge. Dadurch erhielt Goeckingk neue literarische Anregungen. Er bat Unzer um *alles was melancholisch, traurig, rührend, weinend und tragisch* sei. Unter seinen Liedern gefielen Goeckingk zur Zeit bloss die von der traurigen Gattung, weil das Herz den grössten Anteil daran habe. Er dichtete Kirchengesänge, die nicht auf uns gekommen sind, aber eben deshalb auch wohl nur geringen Wert besessen haben dürften. Zudem kam Unzer auf die Idee, ein Magazin der Musen zu gründen, — ein Beweis im Kleinen für die Aufnahme und Tragweite von Boies und Chr. H. Schmidts Musenalmanachen — das unter dem Namen „Museologie“ erscheinen sollte. Goeckingk ging um so freudiger auf den Plan ein, als er schon selbst einen Almanach zum Andenken berühmter Männer und merkwürdiger Begebenheiten herauszugeben beabsichtigt hatte. Tatkräftig

1) Vgl. die Ausgabe von 1780—82, Bd. 3, S. 233. Diesem Prolog ist in der Ausgabe von 1821 (Bd. 3, S. 172) noch ein Teil angehängt, der Lessings Zwist mit dem Hauptpastor Goeze oberflächlich streift.

2) Vgl. „Zeitschrift für preussische Geschichte und Literatur“ Bd. 14, S. 41 (Berlin 1877).

wie er war, übernahm er die Direktion, erzielte aber keine Einigung mit dem wenig bietenden Verleger.

„Sinngedichte“.

Auch von den unter seinen Papieren zerstreut liegenden Sinngedichten stellte Goeckingk jetzt 100 zusammen und sandte sie Kl. Schmidt zur Durchsicht. Dieser würdigte in richtiger Weise ihren guten Kern, nannte die Erfindung meist originell, die Wendungen natürlich, die Pointen scharf und treffend. Andererseits forderte er ein anständiges Kleid, d. h. mehr Feile und Wohlklang, Präzision und Struktur. Diese Einwände wurden aber von Goeckingk für das erste Hundert, das zur Ostermesse 1772 erscheinen sollte, nicht mehr berücksichtigt. Denn er betrachtete diese Ausgabe nur als einen Korrekturbogen und hatte an vielem schon selbst genug auszusetzen. Die wohlgemeinten Belehrungen verwertete er dagegen für das zweite Hundert im Herbst desselben Jahres. Ein Augenleiden¹⁾, an dem er im Frühjahr erkrankte, und das ihn noch vielfach im Leben peinigen sollte, versetzte den Dichter in eine trostlose Lage und verschärfte den Ton des schnell und rücksichtslos aburteilenden jungen Satirikers. In diesem Zustande arbeitete er das zweite Hundert aus und ging diese Sinngedichte mit Benzler durch. Die ihnen anhaftenden Fehler übernahm Goeckingk unbewusst von seinen Vorbildern.

F. v. Hagedorn und E. v. Kleist.

Eigentümlicherweise haben nämlich die Epigramme Goeckingk zu F. v. Hagedorn und E. v. Kleist geführt. Aber das Studium dieser beiden Dichter war auch sonst noch für seine poetische Ausbildung von weitgehender Bedeutung. Schon im Charakter hatte er mit Hagedorn viele Ähnlichkeit, wenn man von diesem als sorglosem Lebemann absieht. Ein äusserst lebenswürdiges Wesen verband Goeckingk mit geistvollem Humor. Seine wohlgefasste Umgangssprache, sprühend von Funken des Witzes, erhöhte oft die Geselligkeit des Freundeskreises, in dem der Genuss des Herzens

1) Es ist von Goeckingk im „Deutschen Museum“, Februar 1779, S. 103 ff., genauer beschrieben worden.

den Wert des Lebens bestimmte¹⁾). Die persönliche Freiheit stand ihm ebenso hoch wie die Freiheit in Kunst und Wissenschaft. Fern von Engherzigkeit mied er literarische Streitigkeiten und machte sich von keinem Dichterkreise abhängig, um sich vor Einseitigkeit zu schützen. Die journalistische Tätigkeit führte ihn auf die verschiedensten Gebiete. Seine Poesie liess sich nicht in strenge, regelmässige Form pressen, sondern fand ihre Befriedigung darin, der harmonische Ausklang einer dichterischen Natur zu sein. Es waren für Goeckingk beglückende Stunden, in denen er seinen Freunden die Erzeugnisse seines poetischen Gefühls, die ihm mühelos zugefallen waren, mitteilte. Denn alles gelang ihm in leichtem Wurf, und ehe er sich der Feile bediente, strich er, in jungen Jahren, wohl lieber ein ganzes Gedicht wieder aus. Daher erklärt sich's auch, dass so manche seiner Jugendversuche verloren gegangen sind. Goeckings Poesie war aus der Situation heraus wahr empfunden und äusserst natürlich. Durch Hagedorn wurde er in der Epistelpoesie zu Horaz zurückgeführt, der aber weniger durch seine Oden als durch seine Satiren und Episteln Goeckings Lehrer wurde. Dieser Umstand hinderte eine allzu starke Einwirkung der anakreonischen Poesie eines Kl. Schmidt, G. Jacobi und B. Michaelis. Alle weiteren, vereinzelt bemerkbaren Einflüsse übernahm Goeckingk nur mittelbar in der von den Vorläufern der Anakreontik nach englischem, französischem und deutschem Muster geprägten Form. Seine Neigung zur Allegorie und Satire fand Nahrung durch Hagedorns Fabel; denn in der Fabel liessen sich, wie Lichtwers Beispiel bewies, diese beiden Eigenschaften recht wohl zur Geltung bringen. Jedoch strebte Goeckingk nach Selbständigkeit und Originalität in Stoff und Darstellung. Hagedorns Manier, dumme Einfalt mit bitterem Spott zu überschütten, zeigen freilich auch Goeckings Sinngedichte. Er suchte natürlich sein Vorbild zu überbieten und glaubte in der Tat mehr Pointen zu erhaschen als jener, verlor sich aber in Wahrheit dabei oft in leeren Witzen, in Wortspielen und gekünstelten Satzkonstruktionen. Weise Fröhlichkeit und Horazische

1) Vgl. „Vor hundert Jahren. Elise von der Reckes Reisen durch Deutschland 1784—86“, hsg. von G. Karo und M. Meyer, S. 70 (Stuttgart 1884).

Lebenslust verbinden sich bei Goeckingk mit religiöser, nicht spezifisch christlicher Gesinnung, mit Tugend- und Wahrheitsliebe. Stilistisch durch die in G. Jacobi vereinigte Anmut und Leichtigkeit der Franzosen gebildet, fand er dieselbe zwanglose Gewandtheit wie Hagedorn, dessen freiere Behandlung der Jamben und Trochäen in bald längeren, bald kürzeren Verszeilen mit beliebiger Reimstellung ihm höchst willkommen erschien. In dieser Beziehung mag aber die Wirkung der französischen Epistolographen in der Halberstädter Zeit stärker gewesen sein, wenn auch nur wieder mittelbar. Denn nach hervorragenden Leistungen in der Epistel wurden ihm erst 1775 die sogenannten Gressetschen Dichter von Gleim zum Studium aufgedrängt, der einen deutschen Dorat aus Goeckingk machen wollte. Die lehrhafte Darstellung, vereinigt mit allgemein satirischen Ausfällen, hatte ihr Vorbild auch in Hagedorns 1750 erschienenen „Moralischen Gedichten“. Mit diesen erneuerte Hagedorn die philosophischen Grundsätze des römischen Dichters, die Goeckingk in die Praxis des Lebens umsetzte: Freiheit und erlaubter Lebensgenuss, wahre Seelengröße und Nächstenliebe, gewissenhafte Pflichterfüllung und ruhige Ergebung in das, was uns ein höheres Geschick sendet:

Von dir, der du die ganze Flotte
Der Welten in den Ocean
Der Schöpfung führst, von dir, dem Gotte
Voll Güt', erwart' auch ich den Plan
Des Lebens (I, 194).

Das ist die Bitte des nach Ehre, Rang und bürgerlichem Ansehen strebenden Kanzleidirektors im engherzigen Ellrich. Mit Hagedorn ist Goeckingk geistesverwandt, mehr seelenverwandt dagegen mit E. v. Kleist. Beide fühlen sich in ihren äusseren Stellungen tief unglücklich, sie tragen ihren Schmerz in die sie beglückende Gottesnatur, verlangen in qualvollen Stunden nach geistiger Anregung, nach einem mitfühlenden Freunde. Sehnsucht nach Ruhe und Freude am ländlichen Leben, wirklich empfunden und nicht nur dem Horaz nachgeahmt, erfüllt die Seele des einen wie die des andern. Schon Gleim wird Goeckingk persönlich auf Kleist, seinen verstorbenen Freund, hingewiesen haben; jetzt in Ellrich drängte es den Dichter, durch liebevolles Versenken in das Leben und die Dichtungen dieses Leidensgenossen seinen eigenen

Schmerz zu heilen. Der Offizier Friedrichs des Grossen empfand das Erhebende der ihn umgebenden Natur und beseelte diese in seiner Poesie; so jetzt auch Goeckingk, wenn auch nicht im gleichen Masse. Wie tief innerlich und wahrhaft auch die prächtige Natur des Harzes sein Herz erquickte, so begeisterte sie ihn doch nicht zu poetischer Produktion, die ja bei ihm überhaupt nur selten dem Naturgefühl Ausdruck gibt. Die Beschäftigung mit der epigrammatischen Poesie führte ihn zu den unbedeutenderen Stachelversen Kleists. Aber abzulernen war diesen nichts, und andere dichterische Einflüsse sind zu allgemeiner Natur, als dass sie sich gerade auf Kleist zurückführen liessen. Freilich kann sein kurzer und prägnanter Ausdruck, wie bei Haller epigrammatisch, aber nicht bilderreich zugespitzt, Einfluss auf Goeckingks poetischen Stil gehabt haben. Immerhin wurde das von Halberstadt überkommene literarische Erbe bedeutsam vermehrt.

Alte Leiden, neues Leben.

Vor der Persönlichkeit des Pastors Goldhagen in dem nahen Klein-Werther, den *kein Pfeil der dummen Bosheit*¹⁾ kränkte, verstummten zeitweise die Klagen *der kranken Ruhmbegier* — da verschlimmerte sich Goeckingks Augenleiden derart, dass er keinen Dienst tun konnte, selbst lesen durfte er fast garnicht. Bei zugedeckter Lampe wandelte er im Zimmer hin und her, sinnend auf einen Reim, und hatte er das beglückende Beiwort gefunden, so strahlte aus dem tiefliegenden Blick des Leidenden ein Funke von Heiterkeit. Das ihm bewegende Gefühl hielt dabei mit dem Verstande Rücksprache, doch schien es ihm verkehrt, poetische Stimmungen durch Vorsatz erzwingen zu wollen. Das Schreckensjahr der Pest 1772, in dem *der allzeit fertige Poet* Weisse, wie ihn Goeckingk nannte, zum Besten der Armen seine Operette „Die Jubelhochzeit“ herausgab, regte auch unsern Dichter zur Betrachtung sozialer Fragen an. Er behandelte das Thema der Hungersnot und hasste das ewige Reden über die schlechten Zeiten. Um seine Muse und seinen philosophischen Geist vor der Welt zu verbergen, bezog er im Wonnemonat ein

1) Vgl. in der ihm gewidmeten Epistel (Bd. I, S. 1 ff.) die Stelle auf S. 4

abgelegenes, sehr bequemes Gartenhäuschen Wülferode oder „das Neue Haus“, etwa 2—3 Kilometer östlich von Ellrich auf dem Wege nach Nordhausen. Hier hatte er *keine Dummköpfe zu Gesellschaftern und Chicaneurs zu Vorgesetzten*, und er bat Kl. Schmidt, ihn in diesem eigenartigen Idyll aufzusuchen: *Ein warmes Herz, einen kühlen Wein und ein Mädchen, welches zwischen beiden Graden in der Mitte steht, sollen Sie hier finden*. Es handelte sich um eine drei Jahre fortgesetzte Liebeständelei zu Riekchen Schneider, der Tochter seines Wirtes, der als Bürgermeister von Ellrich im Frühjahr des Jahres gestorben war. Auf diese verwaiste *Sängerin*, nicht auf Nantchen gehen die beiden Episteln „An Tertullia“ (I, 72 ff. und I, 83 ff.): das bestätigt auch der Inhalt, welcher einen andern Verkehr als mit Nantchen voraussetzte. Ebenso deutet auf diese Gedichte eine Stelle aus dem Briefe Goeckings an Gleim (Ellrich, 18. Oktober 1779):

Noch hab' ich glücklicherweise einige Lieder aufgefunden, die ich längst für verloren geachtet hatte. Sie beziehen sich auf ein Liebes-Verständniß meiner jüngern Jahre, und würden (hätt ich sie nur wenigstens schon bei der 2ten Auflage gehabt) jedem der Lieder zweier Liebenden an der Seite stehen können, nachdem ich sie verbessert habe.

Dieses reine Liebesverhältnis zu der jugendlichen, blühenden Schönheit verdient nicht die harten Worte des zweiten Gedichts. Als gekränkt und rücksichtslos, egoistisch und selbstüberheberisch erscheint Goeckingk diesem Mädchen gegenüber, das den augenkranken, jungen Kanzleidirektor in liebevoller Weise gepflegt hat; er offenbart bei dieser Gelegenheit bedauerliche Züge seines Wesens, die wir auch bei dem Bruch zwischen ihm und Nantchen wieder beobachten werden. Durch die Heftigkeit seines beweglichen Gemüts fand dieser Verkehr einen den Verhältnissen entsprechend unwürdigen Abschluss:

Fort denn von dir! Hier werf' ich vor die Füße
Die Ketten dir, wie sie die Eifersucht
Geschmiedet hat. Da nimm sie auf und schliesse
Mich noch damit und hindre meine Flucht! (I, 86).

„Lieder zweier Liebenden“.

Goeckingk hatte seinen guten Grund, die ihm unbequem gewordenen Liebesbande abzustreifen: ein neuer Stern liess den Glanz des

alten erbleichen. Das lose Spiel wich einer ernsthaften Liebe zu Sophie Philippine Marie Vopel¹⁾, die auf die Gestaltung seines ferneren geistigen Lebens im hohen Masse Einfluss gewann und in den „Liedern zweier Liebenden“ den Namen Nantchen führt. Diese Namensform hat zu der irrigen Vorstellung Anlass gegeben, dass die Geliebte Ferdinande geheissen habe. Am 15. Juli 1772 lernte der eben 24 Jahre alte Kanzleidirektor bei einer Gesellschaft, wahrscheinlich in Nordhausen, das junge Mädchen kennen²⁾. Zum Schauplatz haben die „Lieder zweier Liebenden“ sehr natürlicher Weise für den Winter Nordhausen³⁾ und für den Sommer die Domäne Clettenberg. Diese hatte Sophiens Vater bis 1763 in Pacht und nach ihm bis 1774 ein Kammerrat Holzmann, dessen Familie regen Anteil⁴⁾ an der Geschichte der beiden Liebenden nahm. Bei diesem Ehepaar verlebte Goeckingk das Osterfest 1773, schwerlich allein, und mit dieser Familie wird Nantchen auch gelegentlich einmal nach Ellrich gekommen sein, um die Rebenlauben in Wülferode zu pflanzen⁵⁾. Aber bald kam eine arge Verstimmung in das Liebesverhältnis, die in den „Liedern zweier Liebenden“ einen absonderlichen Ausdruck fand. Im August 1773 war Goeckingk noch glücklich in dem Gefühl, dass Sophie ihn liebe, dass er sie sehen könne, so oft er wolle und Briefe von ihr erhalte, so oft eine Post gehe⁶⁾. Ende des Monats spielte man noch zusammen Theater⁷⁾, aber bereits im Anfang des folgenden deutete der Regierungsrat

1) Die in der Epistel an Goldhagen (I, 57) erwähnte Sophie ist nicht Nantchen, sondern die Frau Pastor Goldhagen.

2) Vgl. III, 113: „Zum Gedächtnis des fünfzehnten Julius.“ Die Richtigkeit des Jahres 1772 ist mehrfach belegt: am 14. Juni 1773 kennt Kl. Schmidt den Namen Sophie; in dem Brief an Bürger vom 7. Juli 1775 (Strodtmann, Bd. 1, S. 233) nennt Goeckingk Sophie seine dreijährige Geliebte und am 27. Mai 1773 teilt er Unzer mit, er habe seine Laura gefunden.

3) Vgl. „Vor hundert Jahren. Elise von der Reckes Reisen durch Deutschland. 1784—86“, hrsg. von G. Karo und M. Meyer, S. 113 (Stuttgart 1884).

4) Vgl. aus der Epistel „An den Herrn K.[ammer] R.[at] H.[olzmann] in C.[lettenberg]“ I, 196 ff., die Stelle I, 200.

5) Vgl. III, 57 „Bei Uebersendung einer Locke“.

6) Goeckingk an Kl. Schmidt, Ellrich, 5. August 1773.

7) Vgl. oben S. 18, Anm. 3.

Rink¹⁾ einen Bruch an. In einem undatierten, aber zwischen dem 2. und 7. September 1773 geschriebenen Briefe spricht Rink dem Dichter sein Bedauern aus zu dem Verluste seiner Sophie und billigt im nächsten Schreiben das Betragen Goeckingks gegen die, welche ihm ohne Bedenken Herz und Hand versprochen hatte. Die Verbindung ist nach Goeckingks Antwort durch einen blossen *Zufall ausser ihr* rückgängig gemacht worden. Den Bruch veranlassten also weder Goeckingks Anschauungen von der Ehe, noch Mangel an gegenseitiger Liebe, sondern Verwandte: besonders ein launenhafter Onkel als Berater der kranken Mutter; der Vater des Mädchens war verschollen. Jener Onkel mag eine bessere Partie für seine Nichte im Auge gehabt haben, zumal ein Kanzleidirektor ihm für die Zukunft keine hinreichende Gewähr zu bieten schien und Goeckingks pekuniäre Lage in der Tat misslich war. Im Mai wandte sich nämlich sein Vater mit dem Anliegen an Kl. Schmidt, auf seinen Sohn dahin zu wirken, dass er nach Hause komme, um *Schutzgott* von 600 Kolonisten zu werden. Dazu war aber Goeckingk nicht zu bewegen, und er reiste zur Regelung der Angelegenheit im Juni nach Gröningen. Ueber die dortigen Verhandlungen, die er mit dem Vater führte, gibt die in jenen Tagen entstandene Epistel „An die Frau Kammerrätin Holzmann“ (I, 63) leider keine Anhaltspunkte, ebensowenig der Briefwechsel. Doch schon bald darauf, am 16. August 1773, starb der Vater des Dichters, und dieser kam nun in den Besitz des Rittergutes in Gröningen nebst Dalldorf und Günthersdorf. Es waren aber manche Verwandte abzufinden, und nach Lage der Familienverhältnisse war Goeckingk genötigt Gelder aufzunehmen. Dies hat Nantchens Onkel gewusst, ihre Mutter von seiner ungünstigen Beurteilung der Dinge überzeugt, und sie hat dann auch ihre Zustimmung zu der Verbindung ihrer Tochter mit Goeckingk versagt. Infolgedessen wurde dieser sehr missgestimmt und er verschwor die Heirat mit Sophie. Jedoch es war nur eine vorübergehende Aufwallung des enttäuschten Liebhabers, seine Neigung war nicht erkaltet. Ende November besuchte er Sophie auf der Rückreise von Rink und im April 1774 hat er gleichzeitig mit ihr im Hause des Pastors Goldhagen Gevatter gestanden. Das Zusammen-

1) Vgl. über Rink „Vor hundert Jahren“, S. 108—109.

treffen bei der Taufe¹⁾ und ein brieflich indirektes Zeugnis beweisen die vermittelnde Stellung Goldhagens zwischen den Liebenden, zu der ihm vielleicht auch Sophie ermunterte. Der völlige Bruch kann erst nach diesem Beisammensein eingetreten sein. Rink erwähnt in diesem Jahre Sophie nicht mehr. v. Schirach, dem Goeckingk *den Anfang seines Romans* geschrieben hatte, erkundigt sich zwar am 16. Juni 1774: *Was macht Ihre göttliche Sophie?* doch braucht er von der Entzweiung nichts gewusst zu haben. Der Zeitpunkt des Zerwürfnisses lässt sich also nur ungefähr festlegen, ähnlich verhält es sich mit der Versöhnung. Die ersten Anzeichen für sie finden sich in dem Briefe Goeckingks an Gleim vom 27. Februar 1775, in dem der wieder Augenleidende schreibt, dass er seine Lage zu verändern wünsche, da ihn Neid und Dummheit auf Schritt und Tritt verfolgten. Aber sein nächstes Schreiben²⁾ beginnt: *ich will bleiben, liebster Herr Canonicus, und weise sein.* Halten wir nun die beiden Lieder dagegen: „An Nantchen, als er sich mit ihr versöhnt hatte und im Begriff war, ihre Gegend zu verlassen“ (III, 153) und „Als er erfuhr, dass er an seinem bisherigen Wohnorte bleiben werde“ (III, 157), so hat die Aussöhnung im März 1775 stattgefunden. Denn hochbeglückt schreibt er gleichzeitig an Gleim und Kl. Schmidt zu Anfang April³⁾, er werde im Sommer nach Lauchstädt ins Bad reisen und dort wahrscheinlich auch zwei Mädchen — es sind Sophie und Amalie Vopel — aus seiner Gegend treffen, wie sie Lauchstädt nie schöner gesehen haben soll. Dort will er ein Leben wie im Himmel führen. Im Mai erfährt denn auch Bürger schon von dem bevorstehenden guten Abschlusse des Romans, und schliesslich meldet Goeckingk ihm am 7. Juli, wie am 10. den Freunden Gleim und Kl. Schmidt, seine Verlobung.

Freud' und Leid dieses Liebesverhältnisses geben die „Lieder zweier Liebenden“ wieder, die in erster Auflage Leipzig 1777 erschienen. In der Sammlung führt Goeckingk den Namen Amaranth,

1) Nach dem Kirchenbuche Klein-Werthers ist die Taufe am 19. April 1774 gewesen. Als Taufzeugen sind verzeichnet: 2. der Herr Kanzleidirektor Goeckingk zu Ellrich, 4. Mlle. Sophie Vopeln aus Nordhausen.

2) Ellrich, 21. März 1775.

3) Zwei Briefe aus Ellrich vom 6. April 1775.

Sophie ist Nantchen. In den Liedern, sowie im Briefwechsel findet sich keine Spur, warum die Liebenden diese Namen angenommen haben¹⁾.

Die Entstehung der Lieder.

Die Entstehung der „Lieder zweier Liebenden“ lässt sich im einzelnen verfolgen. In dem Vorbericht zur ersten Ausgabe erwähnt Goeckingk, er habe 1773 in einem kleinen Kreise zu Halberstadt einige Lieder vorgelesen. Vermutlich ist das im Juni (desselben Jahres) während seines Aufenthaltes in dem benachbarten Gröningen geschehen. Weiterhin ist zu beachten, dass sich eine Abschrift des Liedes „An Amarant (von Nantchen). Bei Uebersetzung des Schlüssels zu ihrer Gartentür“ von Goeckingks Hand mit *Aer* Aufschrift: „An Freund Schmidten“ und der Nachschrift: *Keine Abschrift davon!* eingehftet findet in den Briefen Goeckingks an Kl. Schmidt zwischen dem 6. April und 22. September. Nach einem Briefe an Gleim vom 10. April 1775 tritt Goeckingk mit seiner Ehre dafür ein, Nantchen sei kein Ideal, sondern die „Lieder zweier Liebenden“ hätten wirklich ein junges Frauenzimmer zur Verfasserin. Dagegen schreibt Bürger an Boie, 5. Dezember 1776:

Mir deucht du hast mir noch nie ein vollständiges Urtheil über Nantchen gesagt. In allen ihren Gedichten herrscht grosse Originalität der Bilder, Idéen und Empfindungen. Originalität ist nicht immer Vortrefflichkeit, und das dünkt mich ist bisweilen auch bey ihr der Fall. Der Stoff ist allemal von ihr: allein die Ausarbeitung meistens von ihrem Amaranth, der oft ihre prosaischen Briefe in Verse übersetzt hat. Ich muss seinen Uebersetzungen mehrentheils das Zeugniß der Treue geben²⁾.

Im ersten Augenblick scheint dies im scharfen Widerspruch gegen die Aeusserungen an Gleim zu stehen. In Wirklichkeit ist ja auch Nantchen kein Ideal, und Sophie hat in der Tat die Briefe an Goeckingk geschrieben. Aber nach Bürger ist nur der Stoff allemal von Nantchen. Vielleicht sind es versifizierte Schreiben gewesen in

1) Das Wort Nantchen wird zum ersten Male von Kl. Schmidt am 25. Dezember 1774 brieflich erwähnt: *Mir ein Nannchen her, und ich singe was neues.*

2) Strodtmann, Bd. 1, S. 370.

Form der in Aufnahme gekommenen poetischen Briefe Gleims und Jacobis. Bürger ist jedenfalls für diese Frage der beste Zeuge. Er hat bei einem Besuche in Ellrich¹⁾ *die ganze noch ungedruckte Sammlung von Amarants und Nantchens Gedichten gesehen*, aber nur nachdem er tiefste Verschwiegenheit zugesichert hatte, und daher spricht er auch nicht von Goeckingk als dem Verfasser, sondern von Amarant, und am 11. Oktober 1777 schreibt er noch vorsichtiger an Boie: *Es ist erstaunlich, dass sie [Nantchens Lieder] so weiblich sind, da sie doch, wie ich glaube, ein Mann macht²⁾*. Das kommt auch Tiedges³⁾ Ansicht nahe, nach der Nantchens Briefe Ergüsse ungekünstelter Herzenspoesie waren, denen nur, um Verse zu sein, die Reime fehlten, die Goeckingk hinzutat. Sollte die Form von Nantchens Briefen wirklich über einen poesievollen Stil hinausgegangen sein, sodass Sophie tatsächlich eine Dichterin war, dann wäre es doch wunderbar, dass Goeckingk für sie gerade als solche nur dort einsteht, wo es sich um die „Lieder zweier Liebenden“ handelt, und er von ihrer späteren dichterischen Betätigung nirgends etwas hat verlauten lassen. Wie man mit den in Almanachen veröffentlichten Gedichten jener Zeit zu gern Versteck spielte, so hat es Goeckingk auch seinen Halberstädter Freunden gegenüber getan. Insonderheit war es J. M. Miller, der eine Anzahl Minnelieder unter dem Namen eines Frä. v. A. veröffentlichte, und da möglicherweise Goeckingk schon in Gleims Kreise mit dem Minnesang vertraut wurde, wäre es nicht ausgeschlossen, dass die Frauenstrophen der Minnesänger ihn angeregt hätten. Am 9. April 1775 schrieb nun Gleim, Nantchen müsse Goeckingk selbst sein, und später scheint ihn auch der Ellricher Dichter aufgeklärt zu haben. Als er nämlich im Mai 1777 seine Mutter in Gröningen besuchte, verweilte er auf der Durchreise wenige Stunden bei Gleim, um ihm seine Frau vorzustellen. Darauf wurden beide von ihm am folgenden Tage (17. Mai

1) Strodtmann, Bd. 1, S. 263.

2) Strodtmann, Bd. 2, S. 158.

3) Chr. A. Tiedge, der Sänger der „Urania“, ist für Goeckingk der sicherste Gewährsmann. Er hat ihm durch persönlichen Verkehr nahe gestanden und ein Jahr nach Goeckingks Tode dessen Biographie veröffentlicht, die unter direktem Einfluss Elisens von der Recke, der langjährigen Freundin des Dichters, entstanden sein wird.

1777) zu einem Feste im Musentempel eingeladen. In dem Schreiben heisst es:

In's kleine Sans Soucis bringen Sie, das versteht sich, das gute Nantchen mit

in dessen Grazien-Gesicht
Die Männin und die Mutter spricht,
Dem Lavater ein Ständchen brächte,
Das Amarant mit Silberflöten-Klang
Unsterblich sang
Und ich unsterblich singen möchte.

Die „Lieder zweier Liebenden“ zerfallen in 3 Bücher. Am vollständigsten bietet den Liebesroman die Ausgabe von 1821, da die erste Sammlung, erschienen in Leipzig bei Weidmanns Erben und Reich 1777, weniger Lieder hat, ebenso die neue, verbesserte und vermehrte Ausgabe, Leipzig 1779.

Das 1. Buch *A 77*¹⁾ bietet 17 Lieder gegen 21 in *A 21*.

A 77 hat das Lied „Auf der Reise zu Nantchen im Winter“, das *A 21* fehlt. Dagegen finden sich in dieser 5 Lieder, die in *A 77* nicht vorhanden sind: „Winterabend“, „Flur und Wald“, „Im Herbst“, „Nantchens Hand“, „An ihr Halstuch“. *A 79* hat die Lieder von *A 21* mit Ausnahme von: „Nantchens Hand“, „An ihr Halstuch“. Somit kommen für das 1. Buch im Ganzen 22 Lieder in Betracht.

Das 2. Buch *A 77* hat 23 Lieder gegen 30 in *A 21*.

Auch in *A 77* findet sich wieder ein Lied „An Nantchens Hund“, das *A 21* fehlt. Dagegen hat *A 21* vor *A 77* acht Lieder voraus: „An Nantchen, bei Uebersendung einer Locke“²⁾, „Bitte an den Frühling“, „Nachts, zwölf Uhr“, „Anwendung der Dichtkunst“, „Der Vorsatz“, „Nantchen, an ihr Klavier“, „Als der erste Schnee fiel“, „Zum Gedächtnis des 15. Julius“.

In *A 79* fehlen gegen *A 21* nur drei Lieder: „An Nantchen, bei Uebersendung einer Locke“, „Nachts, zwölf Uhr“, „Nantchen, an ihr Klavier“. Für die Untersuchung ergeben sich also 31 Lieder.

Das 3. Buch *A 77* bringt 15 Lieder gegen 14 in *A 21*.

Folgende 4 Lieder hat *A 21* nicht: „Nantchen und Laura“, „Antwort“ (auf das *A 21* enthaltene Lied: „An Nantchen, als er sich

1) Vgl. das Literaturverzeichnis zu Anfang dieser Abhandlung.

2) Nicht zu verwechseln mit dem Lied: „Bei Uebersendung einer Locke.“

mit ihr versöhnt hatte“), „An die Leser“, „An Nantchen, als er ihr die Verschweigung ihres Namens versprechen musste“. *A 21* enthält ferner noch 3 Lieder, die *A 77* fehlen: „Zur Versöhnung“, „Antwort“, „Als er erfuhr, dass er an seinem bisherigen Wohnorte bleiben werde“. *A 79* ist gleich *A 21*. So stehen für dieses Buch 18 Lieder und für das Gesamtbild von 3 Büchern 71 Lieder zu Gebote.

Inhalt der Lieder.

Die Lieder beziehen sich auf den Höhepunkt des Liebesverhältnisses. Die Ueberschriften zeigen die Situationen an, unter denen das zärtliche Paar sich die Liebesergüsse zusingt. Nantchen hat hin- und herüberlegt, ob sie ihrem Liebsten den Schlüssel zur Gartentür geben solle. Da die Vernunft der Liebe weicht, entschliesst sie sich dazu und bittet zu kommen, wenn die Klosterglocke die Nonnen zur Hora weckt. Nach diesem ersten nächtlichen Besuch ruft Nantchen voll Liebeswonne aus:

Träumt ich je, dass ich erführe,
Was für Freuden, Freuden sind?
Wenn die Freude töten kann,
Triffst du nie mich wieder an (III, 11).

Ein schöner Frühlingsmorgen kommt ins Land und bringt Amarant die übergücklichste Stimmung. Die Geliebte, auch eine kunstvolle Malerin, macht seine Ruhe aus und verleiht ferner durch ihr süßes Harfenspiel seinem Herzen tiefen Frieden. *Zäumt den Rappen!*, befiehlt er seinem Diener, *ich muss hin zu der Liedersängerin*. In dem Riesenhöhlenbach bei Clettenberg wollen sich die Liebenden treffen. Wie der „Frühlingsmorgen“ (III, 12 ff.) an die Dorfpoesie anklingt, so finden sich auch Züge der Schäferlyrik: Fröhliche Stunden verlebt man gleich den Vögelchen im Hain. *Lass uns Hirten werden!* ruft der verliebte Schäfer.

Was den Hirten Rosen streut:
Unschuld und Zufriedenheit
Haben wir ja beide!
Und den Hirten gleich zu sein,
Welcher Königskrone Schein
Strahlt so viele Freude? (III, 45).

Im Schatten der Linde haben die beiden sich das erste Mal geküsst, und in die Rinde haben sie ihre Namen geschnitten. Daheim

huscht Nantchen in den Garten mit Amarants Liedern, um träumerisch auf dem Rasen ruhend Menschen und Natur zu vergessen und in Gedanken nur bei dem Erwählten des Herzens zu sein. Sie schwelgt im höchsten Liebesglück und sendet dem Liebsten in der Ferne ihr Bild, ein andermal ein Paar Filet-Manschetten, die sie in süßer Erinnerung an ihn gefertigt hat beim Lampenschein, wenn alles schläft: die Mutter, Anne und der Hund Spadille, wegen seines Bellens der Schrecken der Liebenden.

Diese Netze strickt' ich dann;
 Und bei jedem Knoten flogen
 Hundert Seufzer zu dem Mann'.
 Der mich selbst ins Netz gezogen.
 Was? gezogen? nein doch, nein!
 Lief ich denn nicht selbst hinein? (III, 36).

Liebesfrühling und Sommerfreuden unterliegen dem Wechsel der Zeit. Der raue Nord schüttelt die fahlen Blätter von den Bäumen, und mit Besorgnis blickt Nantchen in die Zukunft. Aber weder Schneegestöber noch Wind hindern Amarant an seinen Besuchen. Können die vor Frost starren Hände die Zügel nicht mehr führen, so weiss doch der Rappe den gewohnten Weg. Bald aber gewinnt der trauliche Verkehr den Charakter eines öffentlichen Geheimnisses; die Liebenden zeigen sich schon auf einem Balle. Ein Halstuch, das Amarant von seiner Schönen erhalten hat, ist ihm ein Talisman, der ihn an glücklichste Stunden erinnert:

Gleich ihr, so prunklos, so bescheiden!
 Und doch — um Goldstoff tauscht' ich's nicht (III, 45).

Ein weiteres Zeichen gegenseitiger Zuneigung ist der Austausch ihrer Locken. Doch Nantchen sehnt sich wieder innig nach dem Frühling:

Goldne Sonne, Himmelskind!
 Wolltest du erscheinen (III, 62).

Im Laufe der Zeit gestaltet sich das Verhältnis immer familiärer. Man spielt zusammen Theater und pflanzt auf Amarants Tuskulum gemeinschaftlich Rebenlauben. Sind die Liebenden getrennt, so treffen sich ihre Blicke im Mond, dessen Schein jetzt nicht mehr verätherisch, sondern sehr erwünscht ist. Auch mit Lektüre hat Goeckingk die Geliebte versorgt: die „Lettres de Babet“ und „Ossian“ werden ihm mit einem Stück *Herzenspoesie* zurückgesandt. Im verschwenderischen Lob stellt er sein Nantchen der Karschin,

der Madame Deshouliers und der Sappho an die Seite, um im Sinne der moralischen Wochenschriften ihren literarischen Ehrgeiz anzustacheln. Diesen Ruhm aber weist sie bescheiden von sich, nur in einem Falle will sie den Vergleich gelten lassen:

Doch würdest du so hart wie Phaon war,
Und wolltest scheu vor meinem Blick' entweichen,
Dann kannst du mich der armen Sappho zwar,
Doch, Amarant! im Schicksal nur vergleichen (III, 83).

Schliesslich soll Nantchen durch ein Traumgesicht auch in den Bereich der antiken Mythologie gezogen werden¹⁾, was sie aber mit Stolz auf ihr Vaterland ablehnt:

Sonst neigt' auf Amors Wunderdinge
Die Römerin ihr Herz und Ohr;
Ich aber bin ein deutsches Mädchen! singe
Du deutscher Mann mir Wahrheit vor! (III, 98).

In diesem „Antwort“ (III, 96 ff.) überschriebenen Gedicht, in dem deutsche Treue, biedere deutsche Sprache betont wird:

In dem Lande, wo man nur die Treue
Und den Frieden, ihren Bruder kennt (III, 150),

hallt das begeisterte Klopstocksche „Vaterlandslied“ wider: *Ich bin ein deutsches Mädchen!*

Das ist der Rahmen, der das natürliche und schöne Gemälde einer innigen Liebe einfasst. Treu und wahr spiegelt sich in diesen beiden Büchern das Erlebte wieder, treten wir aber mit dem 3. Buche in das Reich der Phantasie, so ergibt sich ein neuer Beweis dafür, dass sich der Dichter hier nicht heimisch fühlt. Rücksichtslos wie in den Gedichten „An Tertullia“ erscheint er wieder, und für ein so zartes, herzliches Liebesverhältnis findet Goecking Worte, die weit über die Grenzen des Schönen hinausgehen. In knirschender Selbst-

1) Hier macht in A 77 der Dichter den elementaren Schnitzer, Apoll im Bart vorzuführen. Die Stelle lautet:

Amor klettert an Apollon
Rasch herauf und küsst ihn zart,
Aus des Gottes Augen quollen
Silbertränen in den Bart.

A 79 bringt das Lied in stark veränderter Form und hat diesen Verstoff nicht mehr. Die „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste“ (Leipzig 1778) hatte Bd. 21, S. 322 in ihrer Rezension der A 77 auf den Fehler aufmerksam gemacht.

überhebung spielt er sich als Heros auf, dem das in keuscher Liebe zitternde Mädchen nur den Besitz ihrer Ehre zu verdanken habe. Dieser Ton ist eben darauf zurückzuführen, dass die Lieder des ersten und zweiten Buches eine tatsächliche Unterlage haben, die meisten des dritten Buches dagegen nicht. Goeckingk ist vom Frühjahr 1772, also bevor er Sophie kennen lernte, bis zu seiner Vermählung augenleidend gewesen, hat im Juni 1775 infolge eines Sturzes mit dem Pferde einen lahmen Arm und bekommt darnach ein bösesartiges Leiden, das ihm dem Tode nahe brachte¹⁾. Irgend eine sonstige Krankheit hat er seit dem Bekanntwerden mit Sophie bis zum Hochzeitstage nicht gehabt, sonst würde dies in den zahlreich vorhandenen Briefen aus jener Zeit erwähnt sein. Es müssen daher die Lieder „Als der Kummer über Nantchens Wankelmut ihm eine Krankheit zuzog“ (III, 129), „Als er seinem Tode entgegensah“ (III, 132), „Als er seinen Tod für gewiss hielt“ (III, 137), wenigstens so weit sie sich auf N a n t c h e n beziehen, in das Gebiet der Phantasie verwiesen werden. Ebenso scheinen die Lieder: „An Nantchen, als er erfuhr, dass sie ihre Hand einem andern überlassen wolle“ (III, 115) und „An Nantchen: Warnung vor ihrem neuen Liebhaber“ krankhafte Trugbilder zu sein. Nichts deutet darauf hin, dass Nantchen sich von ihm abgewandt habe. Auch weitere Gedichte sind noch etwas gewalttätig in den Kreis der Lieder gezogen, und es ist schwer zu begreifen und nur zu bedauern, dass der Dichter diese Gebilde verbissenen Ingrimms nicht später künstlerisch idealisiert hat.

N a n t c h e n s L i e d e r .

Wie in den moralischen Wochenschriften fingierte Männer- und Frauenzimmerbriefe die Einkleidung hergeben für die sittlichen Lehren, so liess auch Goeckingk seine zukünftige Frau ihre Gedanken und Gefühle äussern. Er ist, ledig aller engherzigen sozialen Anschauungen, von der damals äusserst regen Frauenfrage innerlich ergriffen. Eine geistreiche Frau, ähnlich der Gottschedin oder Meta Klopstock, an seiner Seite zu haben, wird ein heissersehnter Dichtertraum des jugendlichen Liebhabers gewesen sein.

1) Strodtmann, Bd. 1, S. 226.

Und, o Glück, ich bin der Mann?
 Und die deutsche Sappho soll
 Ruhn in diesem Arme hier? (III, 16).

Goeckingk sucht sich, wenn er in ihrem Namen dichtet, in die Lage der Schönen zu versetzen, und das konnte ihm nicht schwer fallen, da ihm ja viele Motive mädchenhaften Denkens und Fühlens in Prosa vorlagen. So entstanden treffliche lyrische Parteen, die wohl Bürger im Auge hatte, als er von Liedern im weiblichen Ton sprach, die doch ein Mann gemacht habe. Wo man Goeckings eigene Worte und Gedanken leicht entdecken könnte, setzt er ängstlich in die Anmerkung: *Amarants eigener Ausdruck*¹⁾. Damit erwiese sich schon die Identität Nantchens mit Goeckingk. Ebenso bricht trotz aller Schranken, die sich der Dichter auferlegt, unwillkürlich seine Individualität durch. Ist es nicht der gefühlvolle Naturverehrer, der Tanz und Gesellschaften flieht, um *bei dem Geschwätz von einem Bache* (III, 114) mehr zu empfinden als bei dem jungen Mädchen? Die Beschäftigung mit den Sinngedichten hat seiner satirischen Veranlagung so feste Formen gegeben, dass er auch in den Liebesliedern, wo nur Amor seine Pfeile senden sollte, von Zeit zu Zeit auch mit der Pritsche auf Narren und Neider, Toren und Dummköpfe losschlägt. Der starke Hass auf derartige Leute prägt sich auch in seinem Stil aus, und wenn wir in Nantchens Liedern Ausdrücken begegnen, wie *Tropf, Stümper, Thoren, Närrin*, so hören wir Goeckingk selbst. Seine Grundstimmung für diese Lieder ist, nicht um irdische Lieder, sondern um Nantchen und Weisheit zu flehen, und was er ihr schuldet:

Dass ich keine Sorgen nähre,
 Titel nicht erschmeicheln mag,
 Bunt Gepränge gern entbehre,
 Kurz, dass mir ein froher Tag
 Mehr ist als ein Tag voll Ehre:
 Dafür, holde Schmeichlerin!
 Nimm dies Lied zum Danke hin! (III, 110)

ist ihm bereits zur Lebensweisheit geworden. Die Toren verachtet er, Reiche hasst er.

Wär' ich ein Fräulein: Könnt' ich dich
 So sehn und Vetter nennen?

1) Vgl. III, 85.

Und wär ich reich: Wie würd' um mich
 Der Durst nach Golde rennen!
 Und wär' ich schön: das Stutzerheer
 Macht endlich eine Närrin mehr (III, 32).

Diese Nantchen in den Mund gelegten Worte spricht doch nur ein Goeckingk, ebenso:

Denn du liebtest Nantens Seele,
 Thoren nichts als ihr Gesicht (III, 22)

Wenn aber du den Kelch (dem Thoren — trübe,
 Dem Weisen — klar) noch vor mir leerst (III, 65) . . .

Dass mein Gesang nur dich, nicht Fürsten rühmet (III, 82).

Ferner begegnet uns hier ein alter Goeckingkscher Gedanke aus den „Prosaischen Schriften“:

Aber ach! ich bitte dich,
 Schone deiner Pferde;
 Denn ich mag nicht, dass ein Thier
 Bloss aus Leidenschaft zu mir
 Abgemartet werde (III, 46).

Diese Sanftmut des empfindsamen Mädchens hebt die „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste“¹⁾ hervor, die andererseits ernstlich vor noch ungewohnten, weiblichen Zügen warnte:

Für einen Mann zu kochen und zu spinnen —
 Unwürdiger Beruf!
 Ist's nicht genug die Hälfte meines Lebens
 Geschäft'ge Martha sein? (III, 54).

So denkt das häusliche Nantchen gewiss nicht; aber Goeckingk, der es mit bildender Lektüre versieht und für antike Mythologie gelehrig macht, der mag so schreiben. Gerade für Frauenbildung tritt er zehn Jahre später in seiner pädagogischen Betätigung ein, und tief ernst ist es ihm damit, wie der Plan zur Errichtung einer Erziehungsanstalt für junge Frauenzimmer zeigt. Hören wir nicht in Nantchens Worten den Verfasser jener „Prosaischen Schriften“ voll Hallenser Reminiszenzen:

Wie sollt ihr da zur Erde sehn, ihr Herren!
 Die ihr so kühn durch Busenschleier seht,
 Dem Schüler gleich an den Manschetten zerren,
 Der vor dem Rektor steht (III, 38)?

1) Bd. 21, S. 330 (Leipzig 1778).

An ein Erlebnis aus Goeckingks Studienzeit lehnt sich ebenfalls das im Göttinger Musenalmanach 1794, S. 53 veröffentlichte Lied „Während ich über die Saale gesetzt wurde“, obwohl es mit der Unterschrift *Nantchen* versehen ist. Auch sonst überträgt er auf ihr Bild Farben, die nicht dahin passen; so heisst es in den Episteln „An Tertullia“, Riekchen sei von seinem Kuss *bis auf der Röhren Mark durchdrungen* (I, 77). Dasselbe Bild bringt unser Dichter auch zweimal in Nantchens Liedern (III, 6 und III, 96). Die satirische Neigung Goeckingks, sein eigenes Ich, können wir so recht erfassen in „Flur und Wald“ (III, 25): Der eine durchstreift die taurischen Felder, um unschuldiges Wild zu schiessen, der andere wünscht begierig die Abenddämmerung herbei, damit er liebliche Sänger aus dem Lerchengarn hole, ein dritter entflieht wohl dem Lärm der Stadt, aber am Teichrohr wirft er mit dem Angelhaken den zappelnden Hecht aus dem stillen See. Das alles ist dem gefühlvollen Naturbeobachter in der Seele zuwider, der da III, 97 Nantchen ausrufen lässt:

Du, du bist Wahrheit, o Natur.

Da haben wir nicht Nantchen, nicht Amarant, sondern Goeckingk, der einerseits das Erlebte gestaltet und sich an die Wirklichkeit anschliesst, aber auch andererseits seine eigenen Ideen und Anschauungen selbst da vorträgt, wo sie nicht angebracht sind.

A l l g e m e i n e s.

Mit Schäferpoesieen und Liebesschwärmereien im Stile Petrarcas war die damalige Zeit übersättigt, und deshalb nahm sie die „Lieder zweier Liebenden“ mit Freuden auf, da hier die natürlichen Gefühle des wirklichen Lebens widerklangen. Unter diesem Streben nach Natürlichkeit, in dem Goeckingk seine Originalität gegenüber der herrschenden Empfindsamkeit stark zur Geltung bringt, leidet aber die Darstellung. Er strebt zwar nach ideellem Gehalt, aber er versteht nicht, ihn künstlerisch abzutönen und zu läutern. Wohl sucht er nach anschaulicher und gefälliger Form, fühlt aber garnicht, dass er im Besingen von Halstüchern und Filet-Manschetten hart die Prosa streift. Will uns das auch nüchtern scheinen, für Goeckingk ist es die natürlichste Poesie. Die nach dichterischem Ausdruck

ringende Volkstümlichkeit wird lebendig, das Naturwüchsige packt die Zeitgenossen, und das Bezeichnende ist die schlichte Einfachheit, die ihrer Zeit gegenüber so ungemein an Wert gewinnt:

Du tränktest mich nicht aus den Bächen
Süsslallender Empfindsamkeit,
Du lehrtest nur mich biedre Worte sprechen,
Wie sie das Herz dem Munde beut (III, 97).

Auf unser Gemüt wirkt die unmittelbare Vergegenwärtigung greifbarer Wirklichkeit, und wir müssen die Kraft des Gefühls richtig würdigen, die in schmerzlichen Ausdrücken einer vermeintlich unglücklichen Liebe sich keine Schranken auferlegen kann, aber auch zu Herzen gehende Töne findet. Welch herrliche Blüte deutscher Poesie ist das Lied (III, 129 ff.):

Ganze Tage, ganze Nächte
Sitz' ich hier auf meine Rechte
Dieses kummerschwere Haupt gestützt!

Wie wunderbar weiss der Dichter seine innersten Empfindungen zu malen, *als er seinem Tode entgegensah* (III, 132 ff.) oder in der „Elegie“ (III, 145 ff.). An Goeckingk zeigt sich auch in diesem Herzensroman ein charakteristischer Zug des 18. Jahrhunderts, dass nämlich herzlose Verwandte aus praktischen Gründen der damaligen Sitte gemäss das Verhältnis der jungen Liebenden stören und einen Bruch herbeiführen wollen. Darüber gerät Goeckingks Phantasie in krankhafte Erregung, er empört sich über diese Schwäche der Zeit, und wir haben in dem 3. Buche einen verzweifelten Dichter vor uns, den wir kaum wiederzuerkennen vermögen.

Darstellungsmittel und metrische Formen¹⁾.

Goeckingks Verse sind wie Situationsbilder schnell hingeworfen, sie sind vom Dichter gesprochen und wollen gehört, nicht gelesen werden. Der Inhalt wird durch den Rhythmus wesentlich belebt, der bald steigend, bald fallend, bald gemischt ist. Dadurch spiegelt der Dichter seine Gefühle glücklich wieder, besonders die der Erregung und Beruhigung. Und in den nicht ganz seltenen Fällen

1) Ich greife nur einige Hauptpunkte heraus und beabsichtige nicht, eine erschöpfende Charakteristik von Goeckingks Stil und Verskunst zu geben.

wo er die Harmonie von Rhythmus und Sprache zerstört und den regelmässigen Ablauf der erwarteten rhythmischen Gebilde durchbricht, tut er es in der unverkennbaren künstlerischen Absicht, hierdurch den aufgeregten Affekt um so stärker hervorzuheben.

Der lebhafte Charakter Goeckingks verlangt feuriges Tempo des Verses, die Willensgefühle äussern sich durch Jamben, die in den beiden ersten Büchern der „Lieder zweier Liebenden“ vorwiegen; denn das Liebesverhältnis entwickelt sich, die Handlung wird gesteigert; und nur von Zeit zu Zeit unterbrechen Trochäen das vorherrschende Versmass, um Ruhepunkte zu gewähren. Im 3. Buche dagegen kehrt das Gemüt in sich zurück, die Bewegung des Herzens erfährt mannigfache Hemmungen; die sechs ersten Gedichte hindurch führen schwere Trochäen in die Stimmung ein und bringen die Reflexion wunderbar zum Ausdruck. Das dumpfe Gemüt verzehrt sich selbst in seiner Verslossenheit.

Goeckingk richtet bei der Wahl der Ausdrucksmittel sein Augenmerk durchweg auf den Sinn und Inhalt, und die Form wird durch die rhythmische Malerei verschönt. Nantchen ist (III, 35) hurtig auf und trippelt sacht zur Kammertür; wiederum nimmt sie (III, 43) *hops! mit einem Sprung* die Gartenhecken, oder harrt erwartungsvoll des Liebsten:

Aber horch! was trappelt? — Stille! Stille! —

Horch! — O Himmel! seines Rappen Trab! (III, 28).

Wie spiegeln sich Amarants Seelenqualen rhythmisch wieder in den Versen:

Wirst Du, oder wirst Du nicht? —

Nicht? — Entsetzen! Tod! Erbarmen!

Schöne! sieh! mein Herz zerbricht!

Mörder! fort aus meinen Armen! (III, 135).

Die nur zur Verwendung kommenden Jamben und Trochäen sprechen für einen kräftig ausgebildeten Rhythmus, der hie und da allerdings die natürliche Betonung der Sprache durchbricht. Leider wird des öfteren das Versschema durch Flickwörter ausgefüllt, und an anderen Stellen wieder muss eine gewaltsame Synkope und Apokope dazu dienen, das Silbenmass zu beschränken.

Goeckingk hat ebenso unbedenklich wie alle seine Zeitgenossen die sogenannten unreinen Reime angewandt, zumal wenn sie nach dem sächsisch-thüringischen Dialekt, an den sein Ohr gewöhnt war,

gar nicht als unrein erschienen. Für ihn war der Wohlklang nicht beeinträchtigt, wenn er *ie* : *ü*, *i* : *ü*, *ei* : *eu*, *ö* : *ē*, *ä* : *ē* bindet ¹⁾. Die Konsonanten sind im Reim fehlerfrei verwendet.

Goeckingks Sprache ist natürlich, gefällig, an manchen Stellen etwas nüchtern, an andern dagegen durch Metaphern und Gleichnisse gehoben; sie fließt leicht und plätschernd dahin, entbehrt aber des hohen poetischen Schwungs. Bei einfachen Wendungen laufen fehlerhafte Konstruktionen selten unter. Eine Vorliebe zeigt Goeckingk für Ausdrücke, die vom Feuer und seinen Begleiterscheinungen hergenommen sind; ein Brand veranlasste ihn auch zu dem Gedicht „An Nantchen“ (III, 78 ff.). Beim Feuer der Küsse pocht das Blut in allen Herzensröhren, in allen Adern, die Augen brennen im Kopf voller Glut, durch Flammen wird der Mut in Brand gesetzt, und lodernes Feuer hat die Ehrsucht, die Mutter ist rasch wie Feuerflammen, in Feuerflammen brennt das von Lieb entbrannte Nantchen, deren Feuermund die milde Tränenflut wegküsst, aus ihren Wangen steigt plötzlich eine edle Glut in die Augen, auf ihrer Stirn zeigen sich Tropfen feuerheiss, und das Feuer des Gehirns macht den Lebensabend schwül. Die Sprache der Empfindsamskeitsperiode spiegelt sich in Goeckingks Wortschatz wieder. Werfen wir nicht in die Wagschale, dass Nantchen vor Kummer und Leid weint wie vor Glückseligkeit (das sind übliche Begleiterscheinungen jedes Liebesverhältnisses): aber der *Seufzer* — ein typisches Wort bei Goeckingk und den meisten Dichtern dieser Zeit — sind doch recht viel, mit denen, wenn auch selten überschwenglich, die Darstellung angefüllt ist. Diese Gefühlsregungen erscheinen in gemildeter Form als der Liebe sanft Gewimmer aus der beklemmten Brust, das sich über ein schluchzendes Bitten zum Angstgeschrei steigert. Nantchen hört *Worte, wie sie abgerissen kaum ein Seufzer von ihm stiess*, und wie will sie freundlich sein, wenn Amaran seufzt. Hundert Seufzer fliegen zu dem Mann, dem sie zu anderer Gelegenheit ihre leisen Seufzer nur zuflüstern möchte; ihr Halstuch weiss vom Seufzen zu erzählen, und schneidet Nantchen eine Locke für den Geliebten, so stösst sie selbst weinend einen Seufzer aus. *Wenn Liebe nicht zu sprechen, ja kaum zu seufzen wagt,*

1) Die Reimbindungen sind nach ihrer Verwendung in abnehmender Folge gegeben.

müssen die Seufzer fliehen. Diese Gefühlsergüsse erscheinen bis ins Komische gesteigert, wenn Nantchen sich an ihr Klavier wendet mit den Worten:

Du seufzest nicht mir Dissonanzen vor,

Wenn jugendlich das Blut in meinen Adern hüpfet (III, 104).

Seufzend drücken sich die Liebenden ihre Hände, senden sich Abschiedsseufzer nach, und als Amarants Tränen geweint und seine Seufzer verfliegen sind, nimmt das Liebesverhältnis seinen guten Ausgang:

Deine Tränen werden Freudenlieder,

Deine Seufzer Dankgebete sein! (III, 157).

Einer reichlichen Verwendung erfreuen ich ferner die Diminutiva, die der damaligen Umgangssprache Mitteldeutschlands entsprechend auf *-chen* gebildet sind. Die *l*-Bildung in *Aeuglein* fusste schon damals auf phonetischen Erwägungen, und in *Vögelchen* ist das *l* stammhaft. Ausserdem begegnen uns *Täubchen*, *Käützchen*, *Papchen* (Papagei), *Plätzchen*, *Lämpchen*, *Lämmchen*, *Tränchen*, *Pförichen*, *Körbchen*, *Köpfchen*. — Weiter gebraucht der Dichter gern Verba mit *l*-Suffix, zum Teil unter dem Bestreben nach Lautmalerei: *trippeln*, *trappeln*, *zappeln*, *rasseln*, *sammeln*, *satteln*, *tummeln*, *schmeicheln*, *heucheln*. — Auch erhebt Goeckingk häufig Verba zu Substantiven, wie *das Schnattern*, *das Knattern*, *das Beben*, *das Erretten*, *das Lechzen*, *das Knirschen*. Ebenso finden die im reichlichsten Masse verwendeten Interjektionen einen Uebergang zu der Wortklasse der Hauptwörter: *ein leises Ach*, *ein stummes Hum!* — Nähere Beachtung verdienen auch eine Reihe zweigliedriger Redensarten volkstümlichen Gepräges wie: *lebt und webt*, *weit und breit*, *Stock und Stein*. Nicht dieser letzte Ausdruck allein, der seine Erhaltung zuvörderst der Alliteration verdankt, beweist uns, dass bei Goeckingk ein gewisses Gefühl für den Stabreim vorhanden ist: auch *leis und laut*, *mager und matt*, *Brust an Brust*, *was verschönern*, *was verstecken*; weiter: *Liebe lügen*, *die Lippen litten*, sind Wendungen, die auf seine Neigung zur Assonanz hindeuten. Und noch kräftiger tritt uns die Alliteration an folgenden Stellen entgegen:

In die Wette mit einander wehen

Alle Winde (III, 27)

Ich träumte sonst, ihr leises Lüftchen triebe

Den leichten Nachen dieses Lebens (III, 63).

Der Sprachausdruck Goeckings wird weiterhin durch verschiedene poetische Darstellungsmittel gehoben, so zunächst durch die personifizierende Apperzeption, durch die menschliche Beseelung von Wesen und Dingen, die unterhalb des Menschen stehen. Die blühenden Blumen vermissen Nantchen, die Aurikeln, Nelken, Rosen schauen sie liebkosend an, Lamm und Vogel schmachten nach ihr. Die Natur schickt ihr Schosskind, den rosenfarbenen Mai, der mit einer Schalmei den Geliebten in die blaue Veilchenau ruft. Das Himmelskind, die Sonne, lächelt dem Jüngling, der auf dem kaum geborenen Klee lagert. In grösserem Umfange kommt bei Goecking die Beseelung der abstrakten Vorstellung, die Allegorie, zur Geltung. Der Schlaf streicht mit Schwanenflügeln die Augenlider, die fromme treue Liebe wird der Sturm zum Schiffbruch, der Nordwind holt als Räuber die dürren Blätter, die Dienstbegier bringt Akten, die Lust hinkt und schleicht im Winter den Gang der Schnecken, die Neugier soll sich auf dem platten Bauch müde liegen, der bleiche Neid erscheint mit hohlen Augen, die Weisheit pflegt einen Garten mit Blumenbeeten, der Tod reicht den Schlummerbecher. Und nicht selten verkündet sich die personifizierende Apperzeption in eigenartigen Beiwörtern, wie: *süsslallende Empfindsamkeit, zärtliche Gesänge, milde Thränenflut, sittenlose Leyer* usw. Auch wirksame Vergleiche werden herangezogen: Gleich einem Könige, der als Sieger zurückkehrt, wird jubelnd der Winter empfangen, wie ein Bienschwarm spielen die Freuden um das menschliche Leben, wie der Himmel trübe werden blaue Augen, wenn sich Schauer ins Herz drängen wie Meereswogen. Auch im Dienst der Satire tun die Vergleiche ihre gute Wirkung:

Und der Truthahn, stolz und dumm,
Steht da, ärgert, brüstet sich
Wie ein junger Kritikus,
Und der Pfau mit seinem Schweif,
Tritt einher so keck und steif
Wie die hochgeborenen Herrn
Mit erkrochnem Ordensstern (III, 13).

Reiche Verwendung finden bei Goecking auch die sogenannten subjektiven Apperzeptionsformen, das heisst der Ausdrucksmittel, durch die nicht eine Bereicherung und Aenderung des Vorstellungsinhaltes der Rede, sondern vielmehr nur eine Steigerung

der Affekte zustande kommt. Zunächst ist die Geminatio sehr häufig. Greifen wir nur einiges heraus: *sattelt, sattelt! . . . lass sie, lass sie mein doch sein! . . . mir, mir den Todestrank zuerst! . . . Und auf ewig, ewig bist Du mein!*: mit diesen Worten klingen die „Lieder zweier Liebenden“ aus. Hält sich auch Goeckingk meist von Uebertreibungen fern, so drängt ihn sein starker Affekt bei Schilderung eines Schneegestöbers doch einmal zu der Hyperbel:

Bläst der Sturm nicht an der Himmelshöhe
Selbst das Licht von allen Sternen aus? (III, 28).

Von den Steigerungen, die besonders sich in grösseren Vorstellungsgruppen beobachten lassen, sei eine hervorgehoben:

Weinen kann ich, ja sogar vergeben,
Aber ach! vergessen nicht! (III, 121).

Vielfach begegnen packende Anaphern:

Gib auch mir, o liebste Liebe!
Gib auch mir doch solchen Mann (III, 91).

Oder vergegenwärtigen wir uns den dreimaligen Fluch aus dem Gedichte „Ob er sich versöhnen sollte“ (III, 119 ff.; die betreffenden Strophen III, 120 f.), die gleichzeitig den Gebrauch der Epiphora aufweisen, einer häufigen Figur bei Goeckingk. Auch eine Symploke sei angeführt:

Aus welches Mannes Herzen quoll
Mehr Freundschaft in die Welt, mehr Liebe?
So voll des Guten ist's, so voll.. (III, 84).

Weiterhin wird die Gemütsregung des Ausdrucks gesteigert durch Polysyndeton und Asyndeton. Sehr künstlerisch werden diese Figuren durchgeführt in dem Gedicht „Nach dem ersten nächtlichen Besuch“ (III, 8 ff.). Die kurz aneinander gereihten rhetorischen Fragen, die ausserdem unzählig bei Goeckingk vorkommen, erzielen eine grosse Wirkung:

Hör' ich jene Raben schrein?
Fühl' ich, wie die Wangen glühen?
Schmeck ich einen Tropfen Wein?
Seh' ich dieses Morgenrot? (III, 8).

Die Verba dieses Asyndetons greift dann der Dichter heraus, um sie in der übernächsten Strophe zum Polysyndeton zu verbinden: *Hört und schmeckt und fühlt und sieht* (III, 9).

Aus all dem Gesagten erkennen wir, dass Goecking mit mannigfachen lyrischen Ausdrucksmitteln die poetische Schönheit der „Lieder zweier Liebenden“ erhöht.

Zeitgenössische Urteile.

Den Wert dieser Gedichte schätzte Bürger sehr hoch, und er zog Nantchens Lieder sogar seinen eigenen vor. Nur wenige Gedichte kannte er, die wahrer und stärker im Gefühl seien, und die Unvollkommenheit der Versifikation entschuldigte er damit, dass Goecking sich treu an seine Vorlage gehalten habe. Die „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste“, Bd. 21, S. 329 (Leipzig 1778) urteilte über Nantchen:

Die einzige Karschin wird ihr, in Ansehung des lyrischen Feuers, den Rang streitig machen, steht aber sonder Streit ihr bey weitem am zärtlichen Gefühl nach.

Allerdings nahm der Rezensent Anstand, Nantchen den Namen einer deutschen Sappho zu geben, während es dagegen im „Neuen teutschen Merkur“ (Weimar 1803, St. 4, S. 272) hiess:

Ihre Liebeslieder machen sie des Namens unserer vaterländischen Sappho noch würdiger als die Karschin¹⁾.

Die Besprechung der Gedichte in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften“ veranlasste Goecking, in der zweiten Auflage manche Lieder wegzulassen, Amarants Lieder zum Teil zu ändern, und einige ältere, doch noch nicht gedruckte Erzeugnisse hinzuzufügen. Aber Neues hat er im Stile der „Lieder zweier Liebenden“ wohl nicht mehr gedichtet. In einem Briefe an Klamer Schmidt vom 27. Oktober 1775 schrieb er:

.... Die lyrische Poesie ist nur einmal in meinem Leben meine Sache gewesen, und vielleicht war das auch das letzte mal. Izt da ich nicht mehr durch Reisen zerstreut, und durch Einsamkeit hypochondrisch werde, hab ich mehr Muth und Kraft grössere Gedichte zu machen, sollten's auch nur Episteln seyn.

Somit beurteilte Bürger seinen Freund sehr richtig, wenn er an Boie schrieb: Schwerlich werde von Nantchen, ausser den vorhan-

1) Voss nannte seinen dritten Jungen nach Gleim, Nantchen und Hölty: Wilhelm Ferdinand Ludwig (vgl. Voss, Briefe, Bd. 2, S. 272).

denen gedruckten und ungedruckten Stücken, wieder etwas erscheinen, weil Amarant nicht mehr so hoch poetisch verliebt sei, jeden Einfall seines Nantchens in Verse zu bringen.

Auch Goeckingk entging nicht den schulmeisterlichen Verbesserungen Ramlers, aber er suchte sich dadurch zu rächen, dass er, um Ramlers Unart in das rechte Licht zu stellen, in der 2. Auflage vier Gedichte ausser in seiner eigenen Fassung, in Ramlers Verballhornung ganz abdrucken liess. Und welche Freude hatten Gleim und Kl. Schmidt, neben Goeckingks „Meisterstücken“ die „Verhunzungen des stolzen Kritmanns“ zu finden! Freilich mussten die Halberstädter nun dadurch büssen, dass sie der deutsche Horaz in seiner „Lyrischen Blumenlese“ nur sehr wenig berücksichtigte. Ramler änderte rein äusserlich Nantchen in Nanette, führte klassische Namen wie Delia und Leander mit gelehrten Anmerkungen ein, aus Karpfen machte er die für ihn poetischeren Salme, die es in Nantchens Gegend gar nicht gab und dergleichen mehr. Die vier von Ramler „verbesserten“ und von Goeckingk in *A 21* in ironischer Absicht wieder abgedruckten Lieder sind folgende:

1. S. 38: „Alles, nur nicht die Ruhe“ (*A 21*: III, 29) = Ramlers Lyr. Bl. IX, 19: „Alles, nur nicht die Ruhe“.
2. S. 54: „Unmöglicher Besuch; an Amarant“ (*A 21*: III, 43) = Ramlers Lyr. Bl. IX, 18: „Unmöglicher Besuch; Delia an ihren Amarant“.
3. S. 76: „An Amarant. Lob und Tadel“ (*A 21*: III, 68) = Ramlers Lyr. Bl. VIII, 10: „Lob und Tadel“.
4. S. 113: „An Nantchen. Dank für das Glück ihrer Liebe“ (*A 21*: III, 110) = Ramlers Lyr. Bl. VI, 10: „Der Dank. An Elisen“¹⁾.

Die dritte Ausgabe der „Lieder zweier Liebenden“ vom Jahre 1819 wurde in die grosse Ausgabe von 1821 unverändert aufgenommen.

Der Göttinger Musenalmanach auf das Jahr 1794 brachte vier neue Lieder, von denen zwei in die *A 21* übergegangen sind: „An

1) Ausserdem entnahm Ramler mit Aenderungen von Goeckingk:

- 1) Lyr. Bl. VIII, 56: „Aurora, eine Romanze“ = „Aurora 1770“, *A 21*: IV, 67.
- 2) R., Fabellese III, 30: „Die abgeschaffte Oberstelle“ = *A 21*: III, 221: „Die abgeschaffte Oberstelle“.
- 3) R., Fabellese I, 25: „Der Sprosser“ = *A 21*: III, 223: „Der Sprosser“.

Junge Ehe.

Wenig hatten bisher die schriftstellerischen Arbeiten für Goeckingk abgeworfen, und durch die eheliche Verbindung wurden seine äusseren Umstände natürlich nicht glänzender, wenn ihm auch die Sorgen um das tägliche Brot fern blieben. In dem neu eingerichteten Heim erschien im Herbst auch die Schwiegermutter, die Goeckingk wie ihren eigenen Sohn liebte, ferner eine Schwester des Dichters und seine Schwägerin Amalie. Aber die Stimmung des Hauses wurde durch solchen Besuch nicht rosiger, da Nantchens Mutter kränkelte und durch üble Launen die Mitbewohner ansteckte. Seufzend unter der Last der Verhältnisse schrieb der junge Ehemann am 27. November 1775 an Gleim: „Ach! dass ich doch an einem grösseren Orte wohnte. Was für Mühe kostet's mir, meine Thätigkeit zur Wirklichkeit zu bringen“. Vater Gleim wollte sich nun fürsorglich seiner annehmen und sich bei dem Minister v. Derschau persönlich oder auch schriftlich für ihn verwenden. Aber Goeckingk wies das zurück: Leute, die sich an jemand herandrängen, um sich in fremder Gunst zu erwärmen, waren nicht nach seinem Geschmack.

Druckerei.

Kurz vor Weihnachten erhielt er unerwarteten Besuch von Bürger, der vom 20. zum 21. Dezember 1775 bei ihm wohnte und mit dem er beschloss, in Ellrich eine Druckerei anzulegen. Mit ernstem Interesse für das neue Unternehmen wurden die Verhandlungen schriftlich weiter geführt, genaueste Erkundigungen eingezogen und eingehende Vorbereitungen betrieben. Im stillen suchte man namhafte Poeten zu gewinnen, deren Gedichte in einem Werk gemeinschaftlich herausgegeben werden sollten. Aber schliesslich scheiterte das Projekt an pekuniären Schwierigkeiten. Resigniert schrieb Goeckingk am 15. Februar 1777 an Kl. Schmidt:

So war die Idee: Eine deutsche Subscriptions-Anstalt zu errichten, kein blosser Entwurf zu einer unabhängigen Lebensart, oder zum Gelderwerben, sondern ein süsser Traum, in Gesellschaft einiger Herzensfreunde unser Brod selbst ohne Zwang zu verdienen und ohne Verdienst zu verzehren. Vater Gleim hat mich daraus aufgeweckt, und ich mag mich nicht wieder hinlegen und ihn noch einmal träumen.

Häusliches Leben.

Im Mai 1776 zog Trauer in Goeckingks Haus ein: die Schwiegermutter erlag ihren langen Leiden. Ihr wurde nicht mehr die Freude zuteil, die Geburt des ersten Sprösslings am 19. Juni zu erleben. In die Familienbibel trug der hochbeglückte Vater ein: „Friedrich Ernst August Günther, geboren am Tage Homer“¹⁾. Die verwaiste Amalie siedelte jetzt in das Haus der verheirateten Schwester über, unterstützte sie in der Wirtschaft und musste sehr bald ihre Pflege übernehmen²⁾. Mit sorgenfreiem Sinn lebte Goeckingk seiner Familie und seinen Freunden, der Weisheit und der Freude und kümmerte sich um die Ellricher Gesellschaft nur so weit, wie ihn seine Stellung dazu verpflichtete.

Mein Aemtchen fordert wenig Zeit,

Mehr Schlendrian als tiefen Geist

rief er (I, 192) einem jungen Dichter zu, und so konnte er nichts Besseres tun als die „Lieder zweier Liebenden“ druckreif zu machen, die Sondierung der „Sinngedichte“ vorzunehmen und an die Episteln die Feile zu legen. Hierbei war ihm wohl Bürger, der ihn im Oktober 1776 besuchte, ein freundschaftlicher Berater. Goeckingks häusliches Glück war zwar sehr gross, aber es blieben ihm doch noch manche Wünsche unerfüllt. Das Gefühl seiner unbehaglichen Stellung war bisher hinter der Freude an der Natur und der, die ihm seine poetische Beschäftigung bereitete, zurückgetreten. Jetzt gewann bei ihm der Gedanke an Gewicht: *Wohl mir! dass ich kein Dichter*

1) Dieser Sohn starb zu Wesel am 25. September 1826 als Rittmeister und Eskadronchef im 3. Bataillon des 17. Landwehr-Regiments, nachdem er als Westfälischer Untertan in Westfälische Dienste hatte treten müssen, den Krieg in Spanien mitgemacht hatte, Oberleutnant geworden war und den Orden der Ehrenlegion und den der Westfälischen Krone erhalten hatte. Von ihm stammt der noch lebende Zweig der Familie ab.

2) Ein schwärmerisch verehrendes, aber getreues und schönes Bild von dem Geschwisterpaar ist in einem Briefe Tiedges erhalten. Dieses briefliche Gemälde hält aber nicht mehr die blühenden, sondern welkenden Züge Nantchens fest, das noch in demselben Jahre starb, in dem Tiedge die Hauslehrerstelle in Ellrich antrat (vgl. C. A. Tiedges Leben und poetischer Nachlass, hrsg. von K. Falkenstein, Bd. 1, S. 213, Leipzig 1841). Nach einem Briefe Boies an Bürger (15. Oktober 1777) wurde Nantchen auf einem Balle in Göttingen mit Lotte Kestner verglichen (vgl. Strodtmann, Bd. 2, S. 164).

bin (I, 192), und mit dieser an sich unberechtigten Erkenntnis kam in seine Seele der Konflikt zwischen dem Beruf des Dichters und des Staatsbeamten.

Doch zeigt mir einen ebenen Pfad,
 (Den krummen hass' ich) das dem Staat'
 Zu sein, was Tausende nur scheinen:
 Zur Dichtkunst spräch ich gleich mit Weinen:
 „Leb wohl! Von Worten nun zur Tat!“ (I, 192).

Nachdem Goeckingk das Weihnachtsfest bei dem Amtmann Lüder in Herzberg verlebt hatte, erinnerte er sich um die Wende des Jahres 1776 voll Dankbarkeit an den Kammerrat Holzmann¹⁾. Am 24. Januar des folgenden Jahres feierte der Dichter in prächtiger Weise den Geburtstag seines grossen Königs. Traute Freunde lud er zur Tafel ein, denn

„Hasenbraten' gibt's und ‚Lachsforellen‘, und für guten Nachtisch ist auch gesorgt. Statt des horchenden Lakaien soll ein harmloses Mädchen die spiegelblanken Teller reichen, und unter Freuden und Scherzen brennt noch ein bescheidenes Talglicht, wenn die Krystallkronen des ränkevollen Marmorsaals längst erloschen sind. Zur Harfe Klang singt die Schwägerin ihre Lieder, und sein Weibchen verstummt froh in Gesang und umschlingt ihn liebkosend. Zwei Mass Burgunder liegen im Keller:
 Die sollen heute beide dran!
 Und leben soll der alte König
 Als seines Reiches bravster Mann (I, 204).

Anfangs April reiste dann Goeckingk nach Salzthalen, wo eine Schwester von ihm auf den Tod krank lag. Sein Weg führte ihn über Braunschweig und Wolfenbüttel. Darüber schreibt er an Bürger²⁾:

Uebrigens ist mir's ohngefähr in Wolfenb[üttel] und Brauns[chweig] so gegangen wie ihm. 's ist mein Seel doch schnurrig, dass Leute die unser Einen wie Michälis verhungern liessen, ehe sie einen Ducaten beytrügen uns ins Hospital zu kaufen, 30 Rthlr. an ein Souper wenden uns zu begaffen. Diese verdammte Bemerkung hatte mir den Kopf so verrückt, dass ich mich bei dem hohen Adel beider Städte in schönen Credit gesetzt haben werde. Ich sollte auch die Gnade haben dem Herzoge von B[raunschweig] den Rockschoß zu küssen, allein dafür ist

1) Vgl. die Epistel „An den Herrn K. R. H. in C.“ (I, 196).

2) Strodtmann, Bd. 2, S. 65. Dieselben Gedanken sind poetisch niedergelegt in dem Gedichte „An den Herrn von S[tamford] in B[raunschweig]“ (IV, 104).

mir des HE. Gevatters Bart lieber ob er gleich wohl nicht so weich seyn mag.

Zum Pfingstfest weilte Goeckingk mit Frau und Schwägerin Amalie bei seiner Mutter in Gröningen, und während dieses Aufenthaltes genoss er auch im Musentempel zu Halberstadt gelegentlich einen schönen Tag. Diesen Besuch erwiderte Gleim in Ellrich bei seiner Durchreise nach Weimar. Im Hochsommer verbrachte noch Regierungsrat Rink mit seiner Frau einige Tage in dem gastfreien Hause. Mit den wachsenden Familienansprüchen musste der Dichter nun freilich rechnen. Sein Reitpferd¹⁾ gab er aus Sparsamkeitsrücksichten an seinen Freund Goldhagen ab, bald entliess er auch seinen Diener Heinrich, der ebenso wie jener „Blässe“ aus dem Liebesroman bekannt ist. Ohne viel Geld und Gut fühlte sich aber der genügsame Hausvater doch zufrieden:

Es ist denn offenbar vergebens,
Aus mir wird nie ein Juvenal.
Geniessen will ich meines Lebens,
Denn ach! man lebt ja nur einmal (I, 216).

Die Welt gefällt mir täglich besser,
Seit um den Lug und Trug darin,
Bewohn' er Hütten oder Schlösser,
Ich nicht wie sonst bekümmert bin (I, 218).

Goeckingk stand mit 28 Jahren auf der Höhe seines Schaffens, und das Jahr 1776 bedeutet zugleich einen Wendepunkt in seinem Leben. Trotzdem ihm der Musenalmanach und das Projekt der Druckerei hinreichend zu tun gaben, entstanden daneben eine Reihe von Sinngedichten, der Anfang der „Schlittenfahrt“, mehrere Episteln, das mit Bürger durchgesprochene Trauerspiel und die Versuche auf dem Gebiete der Fabel.

Annäherung an Voss.

Nicht nur in seinen eigenen Sammlungen, sondern auch in dem Musenalmanach von Johann Heinrich Voss veröffentlichte Goeckingk seine poetischen Erzeugnisse, und Voss richtete bald, am 4. Oktober 1776, an ihn die Bitte um gemeinschaftliches Wirken:

1) Vgl. die Epistel an Goldhagen: I, 209.

Warum vereinigen Sie sich nicht mit mir, und setzen mich dadurch in den Stand, unsern Mädchen und Jünglingen den Kern unsrer Poesie ohne Schal' und Hülse, die nur zur Aufhäufung der Schüssel da sind, vorzusezen?

Für Voss war sein Almanach „sein Acker und sein Pflug“, er musste davon leben. Das bekannte er im Vertrauen Gleim mit dem Geständnis, er würde sich freuen, wenn Goeckingk seinen Almanach aufgäbe, weil er dann auf eine bessere Ernte hoffen könne. In diesem Sinne verwandte sich der wohlwollende Musenfreund für ihn auch bei Goeckingk, doch berücksichtigte dieser während seiner emsigen Tätigkeit Vossens inständigen Wunsch zunächst noch nicht. Im Sommer 1777 verhandelte er dann noch mit Dieterich wegen der weiteren Herausgabe des Musenalmanachs. Dabei zeigte sich der Verleger wenig zuvorkommend, so dass Goeckingk kündigte und nur noch den Jahrgang 1778 besorgte. Der letzte Band hatte ihm viel Mühe und wenig Freude bereitet: Die Gedichte liefen spärlich ein, nahestehende Freunde drängte er in letzter Stunde und die grössere Anzahl der Beiträge musste er sogar umarbeiten, um sich nicht an den Pranger zu stellen.

Der Göttinger Musenalmanach unter Goeckingk (1776—78).

Der Musenalmanach auf das Jahr 1776 brachte 136 Gedichte, der folgende 131, der Almanach auf das Jahr 1778 schmolz dagegen auf 90 zusammen. Auch der Inhalt verlor von Jahr zu Jahr an Wert. Goeckingk stand mit seinen eigenen Gedichten allemal im Vordergrund. Seine getreuesten Mitarbeiter waren Kl. Schmidt, Pfeffel und Kästner. Wertvollere Beiträge lieferten Bürger, Hölty, Lenz, Gleim, G. Jacobi und die Karschin, jedoch im abnehmenden Masse. Die Weppen, Benzler, Sangershausen, v. Döring, v. Stamford, H. A. O. Reichard, Heusler der Jüngere und Engelschall brachten ja manch annehmbares Gedicht, aber die meisten wären wohl in den Papierkorb gewandert, wenn der Herausgeber sie nicht zur Füllung der Druckbogen nötig gehabt hätte.

Der Musenalmanach auf das Jahr 1776 enthielt nicht weniger als 22 Nummern von Goeckingk selbst. Mit treffenden Epigrammen und den wohl gelungenen Episteln „An Goldhagen (I, 3) und

„Meine Steckenpferde“ (I, 88: „An Rink in Sondershausen“) wusste er sich vorteilhaft einzuführen, und gute Stücke von Amarant und Nantchen mussten den Beifall des Publikums finden. Die Halberstädter Dichter steuerten auch nach Kräften bei. Gleim lieferte einige bescheidene Epigramme, Fabeln und anakreontische Tändeleien über den 1. Mai. Diese Gattung war besonders vertreten durch Kl. Schmidts „Geburtstagsbetrachtung“ und „Fannys Hochzeitsgebet“. G. Jacobis Gedicht aus der Manessischen Sammlung der Minnesänger „An Belinden“ eröffnete den Almanach, ausserdem bot er von seinem Besten „Die Wohltat“. Epigramme trugen Kästner und Sangershausen hinzu, dieser mit einer literarischen Satire „Auf Klopstocks Republik der Gelerten“. Das Andenken des verstorbenen Michaelis, dessen Kupferstich den Almanach zierte, ehrten die Halberstädter durch seine Fabel „Der Kanarienvogel“. Dieser Richtung huldigte Pfeffel durch die Gedichte „Der Geyer und der Rabe“, „Die Nachtigall und der Staar“. Zur Schäferpoesie („Der kranke Schäfer“ und „Der verliebte Schäfer“) und zur Anakreontik („Sterbelied an eine Rose“) gehörten die Beiträge der Karschin. Von Bürger ist zu erwähnen sein bekanntes „Ständchen“ („Trallyrum, larum! höre mich!“). Sehr vorteilhaft waren die Göttinger durch ihren besten Lyriker Hölty vertreten. Ihre Pflege des Minnesangs veranschaulicht das Lied „Erinnerung“ („Wie war ich doch so wonnereich“); weiter bot Hölty ein lebendiges „Erntelied“, ferner zwei wonnige „Frühlingslieder“ („Der Schnee zerrinnt, der Mai beginnt“) und („Die Luft ist blau, das Tal ist grün“). Der Sturm und Drang fand rein äusserlich durch unbedeutende Sinngedichte von Lenz seine Stelle. Die Balladendichtung gewann breiteren Raum in dem durch Gleim aufgekornmenen Bänkelsängerton, ihr zollte Schink seinen Tribut. So gewährt die ganze Sammlung ein vielseitiges Bild, das noch heute viel Erfreuliches hat.

Im Musenalmanach auf das Jahr 1777 stand Goeckingk wieder an der Spitze. Die „Lieder zweier Liebenden“ traten zurück, von Amarant fand sich garnichts, nur von Nantchen sind vier Lieder vorhanden. Auch Goeckingk erscheint in einem andern Lichte. Zwar wird eine seiner schönsten Episteln aufgenommen „An Herrn **, einen jungen Dichter“ (I, 173), wahrscheinlich auf den jungen

Frankfurter Dichter Chr. C. E. W. Buri bezüglich, der mit vier Gedichten unter *EO* und der durchsichtigen Chiffre *B-i* seinen Platz fand und 1780 mit vollem Namen im „Almanach der deutschen Musen“ vor die Öffentlichkeit trat. Im übrigen brachte Goeckingk Erzeugnisse seiner Reise über Wolfenbütel und Braunschweig. Demokratisch gefärbt ist die dramatisch bewegte „Parforce-Jagd“ (IV, 71), von einer sehr gesunden Anschauung sind getragen „Junker Franz“ (IV, 88), das „Wiegenlied für die süßen Herren“ (IV, 78) und gerade Gesinnung spricht zu uns aus den Liedern „Die Nuss“ (IV, 69), sowie „An Bürger in Wöllmershausen“ (IV, 80). Neben den üblichen Epigrammen findet sich im Tone der Grazienpoesie Goeckingks „Lied eines Mädchens“. Die Halberstädter lieferten nichts Bemerkenswertes. Doch hatte Gleim aus seinem Schatzkästchen ein schwärmerisch empfundenes Frühlingslied seiner guten alten Zeit herausgesucht: „An seinen Kleist“ (1755). Eindringliche Lehren geben Pfeffels Fabeln „Der Genius“ und „Die Fackel“. Ein Körnchen trägt auch F. L. v. Stolberg herbei: „An meine Träume“. Die schönste Zierde des ganzen Almanachs ist aber das Bürgersche Lied „Das Mädcl, das ich meine“. Die Wirkung des Almanachs war aber schon erheblich schwächer: manche recht entbehrlichen Opfer waren den Grazien dargebracht worden, und das Bardengebrüll erklang allzu kräftig.

Wenn man den Inhalt des Almanachs auf das Jahr 1778 im Vergleich mit den vorhergehenden beurteilt, so würde die Annahme berechtigt sein, die Sammlung liesse das Interesse Goeckingks vermissen. Aber im Gegenteil! Goeckingk verdoppelte sogar bei seinen Freunden die Bitte um Beiträge, weil er bei den Lesern den Wunsch zurücklassen wollte, die Ausgabe durch ihn fortgesetzt zu sehen¹⁾. Dazu konnte dieser Almanach aber nicht viel beitragen. Von seinen eigenen Gedichten rückte der Dichter zwar gute Stücke ein, so die Episteln „An Gleim“ (I, 164) und „An Kästner, in Göttingen“ (I, 212), in der er noch einmal seine Pfeile gegen Dichterlinge aus sandte; zum ersten Male veröffentlichte er auch eine Fabel „Die Nachtigall bei Leipzig“ (III, 216), ebenso waren noch Lieder von Amarant und Nantchen vorhanden. Den Rest musste er aber aus

1) Goeckingk an Gleim, Ellrich, 15. Februar 1777.

den spärlich eingelaufenen und nur wenig Bedeutendes enthaltend ~~den~~ Beiträgen anderer schöpfen. Kl. Schmidt und Gleim steuerten ~~recht~~ Mittelmässiges bei, Pfeffel hingegen Besseres als bisher. Besondere ~~s~~ sprechen unter seinen Fabeln an das „Recept wider den Krieg ~~g~~“, „Der Pommer und der Kater“ und „Diogen“. Wie gewohnt ~~ist~~ ist Bürger vortrefflich: er sandte „Das Lied vom braven Mann“. Unter Last und Mühe brachte Goeckingk den letzten Almanach nicht ~~auf~~ auf die Höhe der früheren.

Vereinigung mit Voss.

Daher gab er diesen Almanach nun doch auf und vereinigte ~~sich~~ sich mit Voss. Am 2. April 1777 berichtete er Bürger ¹⁾:

Mit Voss bin ich fertig. Er hat mir 100 Thlr. jährlich abzugeben ~~ben~~ versprochen. Ich verliere zwar gegen Dieterichs jetziges Honorar ~~je~~ des Jahr 50 Thlr. dabey, indess helf ich dem armen Teufel zum Weibe, ~~und~~ und das ist ja wie Ihr wisst ein köstliches Freundschafts-Stückchen.

In dieser Mitteilung an Bürger dürfen wir jedoch nicht einen festen Abschluss zwischen Voss und Goeckingk erblicken. Dieser hatte sich erst Vossens vergewissert und darauf mit Dieterich ~~v~~ verhandelt. Hätte vor jenem Schreiben an Bürger ein sicheres ~~A~~ Abkommen bestanden, so hätte das Goeckingk bei seinem Aufenthalt ~~alt~~ in Halberstadt sicherlich Gleim und Kl. Schmidt erzählt, wenn nicht ~~cht~~ gar schon vorher mitgeteilt, und spätere Berichte im September ~~an~~ an die Halberstädter über die Vereinigung mit Voss, die im August ~~ust~~ 1777 zustande gekommen sein wird, hätten sich erübrigt.

Bürgers Verhalten.

Im Oktober machte dann Goeckingk seinen versprochenen ~~B~~ Besuch mit Familie in Wölmershausen, um gleichzeitig seine ~~en~~ Schwager Wilhelm auf die Universität Göttingen zu bringen. Doch ~~sch~~ bald nach seiner Rückkehr musste der leichtvertrauende Kanzlei ~~ei~~ direktor erfahren, dass sein Freund Bürger nicht offen zu ihm ~~am~~ gewesen war. Der Verleger Dieterich hatte inzwischen wegen ~~d~~ der Fortsetzung des von Goeckingk aufgegebenen Almanachs mit Bürg ~~er~~ er

1) Vgl. Strodtmann, Bd. 2, S. 41.

verhandelt. Als Goeckingks und Vossens Freund kannte dieser den ganzen Sachverhalt und hatte sich zu tätiger, wenn auch nicht ausschliesslicher Beihilfe verbindlich gemacht. Da übernahm er nun, freilich aus pekuniärer Notlage, Dieterichs Almanach, war sich aber seiner nicht edlen Handlungsweise bewusst und brachte es nicht über sich, dem ihn besuchenden, ehrlichen Freund den Stand der Dinge offen mitzuteilen. Als Boie die Angelegenheit erfuhr, riet er Bürger dringend, die mit Dieterich gepflogenen Unterhandlungen rückhaltlos Voss und Goeckingk kundzugeben und seine Entscheidung von ihrer Antwort abhängig zu machen. Aber das tat Bürger nicht, weil er sich als Verräter fühlte, und deshalb suchte er sich durch ein Promemoria zu entschuldigen. Der gutmütige Goeckingk verzieh dem Amtmann bald diesen Schritt, und so wurde von beiden der ganze Zwist vergessen.

Goeckingks Gemütslage.

Am 26. Januar 1778 wurde dem Ehepaar Goeckingk ein zweiter Sohn geboren, der die Namen Friedrich Moritz Günther erhielt. Trotz des freudigen Ereignisses war Goeckingks Familienleben nicht mehr das des verflossenen Jahres, die äusseren Verhältnisse wirkten doch auf das innere Leben zurück. Bürger konnte er in dieser Zeit nicht seinen Freund nennen, und die Tage des Verkehrs mit Goldhagen waren ebenfalls gezählt. Bemitleidete Goeckingk auch die „Poeten von Profession“, so brachte es ihm doch eine innere Befriedigung, manche Stunde zu verreimen, die er sonst mit Betrachtung des Laufs der Welt übel zubringen würde¹⁾. Er suchte weder Rang noch Geld, nur einen andern Ort und andere Menschen. Daher machte er sich mit dem Gedanken vertraut, eine Sekretärstelle beim Prinzen von Braunschweig anzunehmen, zumal er in Ellrich unter neuen Anfeindungen zu leiden hatte. „Wollte der Himmel, dass auch ich die Grafschaft ohne Freund nunmehr verlassen könnte“, klagte er Gleim am 27. August 1778. Es trieb ihn hinaus aus dem beengenden Städtchen.

1) Vgl. Strodttmann, Bd. 2, S. 235.

Reise.

Im Mai 1778 unternahm er eine Reise über Nordhausen, Gotha¹⁾, Erfurt, Weimar nach Leipzig. Als er über das Schlachtfeld von Lützen fuhr und jenen Stein sah, den Bauern zum Andenken an Gustav Adolf auf seine Todesstätte gewälzt hatten, erhielt beim Mondenschein des schönen Maienabends der schwärmerische Dichter Eindrücke, die „nur der Tod vernichten“ kann. Er war unwillig über dies allzu einfache Denkmal des Schwedenkönigs und verewigte den Namen des Helden in dem Liede „Auf der Stelle, wo Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen blieb“ (IV, 144).

Mobilmachung 1778.

Der hereinbrechende bairische Erbfolgekrieg brachte Unruhe in die Stadt Ellrich, „die wenig Geld und offene Tore hat“ (I, 230). Selbst der Kanzleidirektor wurde erregt und schrieb an Bürger²⁾:

Ruhe und Dichten ist zwar gut zu seiner Zeit; wenn Einem aber jene zu einförmig dieses zum Ekel wird, dann macht man wohl einmal so Eins mit.

Auch die Lust zu poetischem Schaffen regte sich wieder. Die Früchte dieser Zeit sind die Episteln „An seinen Bruder“ (I, 225) und an seinen Freund v. Stamford („Goeckingk an Stamford“ I, 241) in braunschweig-lüneburgischen Diensten.

Examensreise nach Berlin.

Infolge der Mobilmachung erinnerte sich die Behörde Goeckingks, und Ende August erhielt er den Auftrag, nach Berlin zur Prüfung zu kommen. Die von Goeckingk eingereichten Arbeiten genügten den Anforderungen, auch das mündliche Examen fiel zur völligen Befriedigung der Prüfungskommission aus, die in einem Zeugnis vom 18. Nov. 1778 besagte, „dass es ihm an der Capacité, Einsicht und Beurteilung von Sachen nicht mangle“. Es ist nicht zu ver-

1) Hier wird er Gotter besucht haben. Vgl. auch das Gedicht „Die Nachahmer“ (IV, 142).

2) Vgl. Strodtmann, Bd. 2, S. 266.

wundern, wenn der leichthoffende Goeckingk aus Berlin die schönsten Hoffnungen mit nach Ellrich nahm. Glaubte er ja schon bei der Einberufung, die längste Zeit den Harz durchstrichen zu haben. In dem Hause des damaligen Bergassessors Rosenstiel wurde er, wie in literarischen Kreisen¹⁾, sehr freundlich aufgenommen. Bei dem Staatsminister v. Zedlitz lernte er auch Fr. Nicolai kennen, und bei dieser Gelegenheit überwand er gegen ihn das Vorurteil, dass er streitsüchtig und rechthaberisch sei. Die Folge davon war, dass Goeckingk ihm einen Besuch machte und Freundschaft mit ihm schloss.

Nie, nie vergisst der Königsstadt
 Und ihrer Grossen, ihrer Weisen,
 Dein Freund. So lang er Atem hat,
 Wird er, der nichts fast lobt, sie preisen (II, 69 f.).

Auf der Rückreise sprach er bei dem hochherzigen Fürsten Franz von Dessau vor, vielleicht auf Grund von Empfehlungen, die er von Berlin mitbrachte. Dort machte er auch die Bekanntschaft mit Chr. H. Wolke, Basedows Mitarbeiter am Philanthropin, mit dem er fortan im brieflichen Verkehr stand. Dann reiste er über Halle zurück nach Ellrich, wo er nun trüben Gedanken über seine unlieb-same Stellung nachhing. Seine Erwartungen auf eine Versetzung schwanden wieder nach und nach, und so folgte ein geduldiges Harren, bis die Reihe auch an ihn kam.

Erste Ausgabe der „Gedichte“.

Goeckingk nahm nun eine Sammlung seiner Gedichte vor. Nach dem Ratschlage seines väterlichen Freundes Gleim fuhr er zu Breitkopf nach Leipzig, der sich zum Druck bereit erklärte. Den Dichter begleitete seine leidende Frau, die sich von tüchtigeren Aerzten untersuchen lassen sollte, nach Leipzig, und er nahm, als man ihr zur Erholung einen Aufenthalt auf dem Lande empfahl, von dem Freiherrn v. Spiegel das durch die „Lieder zweier Liebenden“ bekannte Wülferode in Erbpacht, ein isoliertes Landhaus, eine halbe Stunde östlich von Ellrich auf dem Wege zum Dorfe Werna gelegen. Hier wohnte Goeckingk während der Sommermonate bis 1786, und jubelnd singt er:

1) Vgl. Strodtmann, Bd. 2, S. 322.

Ein Landhaus, Freund, ward mein!
 Und kaum trat ich mit Weib und Kind hinein,
 So ward die Welt rund um mich her vergessen (II, 137).

So verlebte Goecking den Sommer in *wahrhaft philosophischer Ruhe*; nur Boie kam einmal zu Besuch. Während der Zustand seiner Frau sich inzwischen durch eine Brunnenkur besserte, besorgte Goecking die Ausgabe seiner „Gedichte“: in seiner kleinen Stube mit der prachtvollen Aussicht nach dem Harz sass er wochenlang und schrieb Reime und Prosa.

Neue Pläne.

Im Herbst beschäftigte ihn der Plan, ein Journal zu gründen. Als private Mitarbeiter wollte er zwölf bis sechzehn Gelehrte anwerben. Von dem Ueberschuss der Subskriptionsgelder sollten jährlich die Kosten einer Zusammenkunft von 8 Tagen bestritten werden; jedem Mitgliede der Gesellschaft sollte die Reise mit einem Louisdor für jede Meile vergütet werden, und ausserdem hatte die Kasse die Unkosten der Versammlungen zu tragen; ferner dachte man aus dem Ueberschuss ungefähr alle Jahre einem verdienten und berühmten Manne ein Denkmal aus Marmor zu 200 Talern zu errichten. Der stets über Projekten brütende Goecking glaubte also wirklich erreichen zu können, was er einst bei Gleim und G. Jacobi hatte fehlschlagen sehen! Auch beabsichtigte er, sich gänzlich der Literatur zu widmen und seinen jetzigen Dienst nur noch so lange beizubehalten, bis sein Unternehmen im Gange sei. Die Gründung eines Jouenals nahm er ebenfalls bald in Angriff. Um dabei nicht von den Druckern abhängig zu sein, wollte er sich selbst eine Druckerei anlegen. Sein Landhaus an der Hauptstrasse nach Nordhausen und Leipzig erschien ja hierzu äusserst geeignet. Doch bei ruhigerer Ueberlegung wurden ihm der Mangel an Handarbeitern und die kostspielige Unterhaltung auf dem Lande klar. Dazu kam auch noch etwas Neues. Wolke forderte ihn auf, sich an der Errichtung einer gelehrten Druckerei in Dessau zu beteiligen; aber beides zerschlug sich.

Reise durch Süddeutschland und die Schweiz.

Gleichzeitig fasste er auch den ihn schon länger bewegenden Gedanken ernsthafter ins Auge, eine Erziehungsanstalt für junge

Frauenzimmer einzurichten. Um sich mit den einzelnen Schwierigkeiten und Anlagen vertraut zu machen, trat er eine Reise durch Süddeutschland und die Schweiz an, während er Frau und Kinder ins Bad Lauchstädt schickte. Am 1. Mai 1780 war er auf der Durchreise bei Bürger in Appenrode, bald nachher bei Sophie von Laroche in Speier. Hier wird Goeckingk die mannigfachen Belehrungen und Anregungen für die Erziehung von Deutschlands Töchtern bekommen haben, die durch das Wort im Journal zu erkämpfen und durch die Gründung eines Erziehungsinstituts in die Tat umzusetzen waren. Dann besuchte er seinen Jugendfreund Exter in Zweibrücken und lernte in Colmar den ihm lieb gewordenen Pfeffer persönlich kennen. Der Begründer der Académie militaire stand im Mittelpunkt lebhaft erörterter pädagogischer Fragen, und die Besichtigung seines beliebten Erziehungshauses, eines Musters der Disziplin, konnte nur Goeckingks Anschauungen erweitern. Von hier ging er über Basel nach Bern und Genf. Am Ufer des Genfer Sees begeisterte auch ihn die Muse:

Mir ist so wohl an deinem Strande,
Wie nie mir noch am Wasser war.
O hätt' ich dich in meinem Lande,
Du fesseltest mich immerdar (IV, 214).

Als Goeckingk weiter nach Wien reisen wollte, traf ihn die Kunde von der Erkrankung seines jüngsten Sohnes; er entschloss sich daher zur Rückkehr, wandte sich sorgenvollen Herzens über Lausanne und Zürich, suchte hier Bodmer und Lavater auf und wurde von diesen mit bekannter Liebenswürdigkeit bis Schaffhausen begleitet. Von dort begab sich Goeckingk über Stuttgart nach Ansbach, wo ihn der geistig verwandte Uz freundlich aufnahm. Ueber Nürnberg ging dann die Reise weiter nach Fulda. Dort ereilte ihn die Nachricht vom Tode seines kleinen Günther:

Schönes Veilchen, musstest du
Schon so früh der Erde zu.
Deinen Kelch mit Balsam neigen?
Wein' dich aus, du volles Herz (III, 169).

Lieder zweier Ehegatten.

Durch diese Reise um viele Erfahrungen bereichert und mit den Launen des Publikums vertraut, liess Goeckingk missmutig nur

noch den 3. Teil seiner Gedichte drucken, obwohl schon gegen den ursprünglichen Plan die Handschrift zum 4. Teil fertig war. Wir hören darüber Goeckingk an Gleim¹⁾:

Wie dem aber auch sey, so glaube ich dennoch nicht Unrecht daran gethan zu haben, dass ich die Handschrift zum 4. Theile, welche unter andern die Lieder zweier Ehegatten enthielt, ins Feuer geworfen habe. Nicht deshalb, weil mein Eigennutz nicht befriedigt worden —

Es ist vielmehr ein unerträglicher Gedanke den grossen Haufen in dem Wahn zu lassen, als wenn der Dichter für den Thaler des Subscribenten so dichtete, wie der Luftspringer für die 8 gr. des Zuschauers Hals und Bein daran wagt.

Diese Mitteilung hielt Gleim zunächst für einen Schreckschuss, musste sich aber sehr bald überzeugen, dass es wirklich an dem war, und er drückte sein lebhaftes Bedauern aus, dass die guten Geisteskiner ein Opfer der Flammen geworden seien.

Nantchens Tod.

Das Ableben seines Kindes berührte Goeckingk um so schmerzlicher, als auch seine Frau nur noch kränker aus dem Bade zurückgekommen war. Tief bewegt seufzte der Dichter:

Meiner Liebe lange Leiden,
Meiner Augen Folderschmerz
Konnt' ich mir versingen. Doch
Meine Lipp' ist jetzt verstummet (III, 169).

Wenn er auch den Anregungen Gleims folgte und in die Saiten zum Gesange griff, so war der Ton doch dumpf und schaurig. Dem gequälten Weisen schien die Welt ein Knochenfeld der Verwesung, eine Mörderhöhle beim Anblick des dahinsiechenden Weibes. Und mit Bitterkeit sah er die Anschauung seines Ministeriums an sich verwirklicht: „Was ist dem Staat der Dichter nützlich!“ Mit dieser Erkenntnis fielen alle die neuen Pläne zusammen. Der Dichtkunst und dem Staat will er Lebewohl sagen, sich durch Journalarbeiten und Subskriptionsanstalt sicheres Einkommen, unabhängige Stellung und sorgenfreies Leben sichern, um dann wie Vater Gleim ein Gönner der Musen zu werden. Im Oktober und November haben wir noch die poetischen Antworten auf die beiden Gedichte „Gleim

1) Goeckingk an Gleim, Ellrich, 26. Juli 1781.

an Geockingk“ (IV, 230 ff. und IV, 238 ff.), kurz vor dem Weihnachtsfest, am 18. Dezember 1781, entriss ihm der Tod die Gattin, und kummervoll klagte Goeckingk in dem Gedicht „An den Tod“:
 Was schwerer ist, war immer meine Sache (IV, 241).

Rückblick.

Mit diesem Gedicht schliesst die erste Sammlung. In der Liebe zur Braut ertönen begeistert die „Lieder zweier Liebenden“, mit dem Tode Nantchens verstummt des Dichters Mund. Wie gestaltend auch Sophie auf Goeckingks inneres Leben und Schaffen gewirkt hat, so tritt sie doch in seinem Dichterleben nur episodisch auf. Ihr Einfluss auf die „Lieder zweier Liebenden“, so gross er war, darf nicht überschätzt werden, und dabei ist nicht zu vergessen, dass Goeckingks Muse schon einen hohen Aufschwung genommen hatte, als Nantchen das Interesse des Dichters gewann. Goeckingk lag bei seiner subjektiven Auffassungsgabe die Satire am nächsten. Damit verband sich bei ihm ein starkes Selbstgefühl, das uns überall aus seinen Werken entgegentritt. Stellte er doch seine Person in den Dienst der Menschheit, um ihr dadurch nützlich und förderlich zu sein. Goeckingk hat viele seiner Sinngedichte vernichtet oder unterdrückt, er liess aber gerade diejenigen stehen, die uns seine deutlichen Absichten erkennen lassen, obwohl er selbst wusste, dass sie der vollendeten Form ermangelten. Im Kleinen arbeitete er an dem, was unsere Meister dann erfüllt haben, an der Pflege der Natürlichkeit und Wahrheit in der Auffassung des Lebens. Von dem übertriebenen Freundschaftsgefühl jener Zeit hat er so gut wie nichts übernommen, und die verschwindend wenigen schwärmerischen Empfindungen in der ersten Ellricher Zeit sind leicht erklärliche Spuren der Einflüsse Gleims und G. Jacobis. Es liegt eben in seiner Individualität begründet, dass er sich von der Ueberschwenglichkeit seiner Zeitgenossen fern zu halten weiss. Für das Gefühl der Freundschaft hat er einen ruhigen, natürlichen Ausdruck, Kl. Schmidt und Gleim sind ihm lebenslänglich gute Freunde, und gegen Bürger zeigt er sich stets als eine treue Seele. Seine Natur ist den Regungen des Mitgefühls leicht zugänglich, und in seinen „Prosaischen Schriften“ steht es im Vordergrund. Er feiert die moralische

Bedeutung der Sympathiegefühle und bringt sie unserm Herzen nahe. In dem einsamen Ellrich entwickelt sich dann unter philosophischen Betrachtungen kräftiger auch das Selbstgefühl. Infolgedessen verharret Goeckingk trotz der grössten inneren Konflikte als pflichttreuer, tüchtiger Kanzleidirektor auf seinem Posten und hat die Ausdauer, den in ihm wogenden Kampf, in dem bald der Dichter, bald der Staatsbeamte zu siegen scheint, 16 Jahre lang zu kämpfen. Das Mitgefühl jener Empfindsamkeitsperiode entspricht nicht seinem innern Wesen, und es ringt mit dem Selbstgefühl am deutlichsten im Jahre 1772, wo ein Hundert Sinngedichte das andere überstürzt, und da seine Seele noch nicht abgeklärt ist, fehlt auch diesen noch die poetische Läuterung. Aber bald erkannte Goeckingk diesen Mangel, und mit wachsender Selbstzucht veredelt sich die Form seiner Gedichte. Goeckingk hat einen klaren Verstand und scharfen Blick in die sittlichen Verhältnisse der Menschen, er besitzt Beurteilungskraft, aber wenig Phantasie, überall verrät er die menschenfreundliche Absicht, seine Dichtkunst zur Ausbreitung edler Gesinnungen und Grundsätze zu benutzen, wobei sein Unwille oft zu den bittersten Worten greift.

„Sinngedichte“.

Bei Goeckingks geradezu kleinlicher Angst vor allzu starkem fremden Einfluss ist es ganz erklärlich, dass die 1759 von Lessing und Ramler besorgte Ausgabe der Sinngedichte Logaus spurlos an ihm vorüberging. Mit dessen Nachahmern wurde er aber zu Martial, der griechischen Anthologie und dem Engländer Owen geführt. Von den Franzosen sah er ganz ab und studierte von den Deutschen vor allem Hagedorn und E. v. Kleist. Zwar bedauerte er es, bei ihnen statt des verletzenden Stachels (Goeckingk nennt es *Pointe*) nur scharfsinnige Gedanken zu finden, und deshalb schlug er seine eigenen Wege ein. Zunächst wollte er sich bei Veröffentlichung der „Sinngedichte“ fremder Hilfe bedienen: er bot sie Boie für seinen Musenalmanach an. Darüber äussert sich Biester zu Bürger¹⁾: „Da Boie keine im Almanach aufgenommen hat, hat der Verfasser sie dennoch nicht der Welt vorenthalten können“. Dieses abweisende

1) Vgl. Strodtmann, Bd. 1, S. 53.

Verhalten Boies aber hat Goeckingk so bald auch nicht vergessen können; er schreibt an Bürger¹⁾:

Um Ihretwillen, gewiss nicht Boie zu Gefallen, der sich sonst gegen mich anstellt, als erwies' er mir die grösste Gnade, wenn er ein Paar meiner Sinngedichte in den Almanach aufnahm, würd ich Ihnen den Adlerkant²⁾ gleich jetzt übersenden.

Im Jahre 1777 fand aber doch eine freundschaftliche Annäherung beider Männer statt, indem Boie ihm durch Bürger, wohl nicht ohne Seitenblick auf den fürs Museum zu gewinnenden „Adlerkant“, über die „Lieder zweier Liebenden“ seine Freude bezeugen liess. In Halberstadt erschienen 1772 in zwei Bändchen je 100 Sinngedichte, zum Teil sehr scharf gegen Ellricher Persönlichkeiten gerichtet. Dadurch hatte sich Goeckingk Feinde zugezogen, wie uns ein zeitgenössisches Urteil Tiedges sagt, der aus Ellrich einem Freunde berichtete:

Um wieder auf Goeckingk zu kommen, muss ich Dir sagen, dass sein Ruf, der in Deutschland so weit umherklingt, hier wenig Widerklang findet; ein Quidam hat sich sogar beikommen lassen, seine Sinngedichte zu Missgestalten umzuschaffen, welches er Parodieren nennt. Der mutwillige Knabe, der einer Statue mit Kohlenschwärze einen Bart anschmiert, ist ein solcher Parodist.

Auch an Wieland sandte Goeckingk im Jahre 1774 ein Manuskript von Epigrammen für den „Teutschen Merkur“, und er machte sogar die üble Erfahrung, dass dieser weder antwortete, noch etwas einrückte. Der Kriegsrat Barkhausen aus Ellrich hatte die Aufnahme der Sinngedichte verhindert, und dass Gründe persönlicher Art mitgesprochen haben, ist sehr wahrscheinlich. Doch wird auch Wieland ebenso wie Boie geurteilt haben, daher entschloss sich Goeckingk zu einer endgültigen Revision, die nach des Dichters Meinung nur noch das Wertvolle enthielt. Auch hatte er sein Steckenpferd, die Satire, bereits steif geritten und hielt es nicht mehr der Mühe wert, sich auf diesen Renner zu setzen³⁾. Im Jahre 1778 erschien die neue Ausgabe der „Sinngedichte“, die ich in der folgenden Tabelle mit den Ausgaben von 1782 und 1821 vergleiche, um zu zeigen, dass Goeckingk seit 1778 an den Sinngedichten keine wesentlichen Veränderungen mehr vorgenommen hat.

1) Vgl. Strodtmann, Bd. I, S. 294.

2) „Die Schlittenfahrt“ ist gemeint; vgl. S. 69 ff.

3) Vgl. die Epistel an Rink: I, 89.

I. Buch.

A (Ausgabe 1821)	B (Ausgabe 1782)	C (Ausgabe 1778)
Sinngedichte: 38	36	36
	B ist gleich C bis auf einige Varianten.	
1. Todesbetrachtungen des Predigers zu **	1. Auf Ruffin.	
2—20 =	2—20	
21. Empfehlungsschreiben, einem jungen Autor an einen Kunstrichter mitgegeben.	21. Auf den Herrn des Forges, den Erfinder des Luftschiffes.	
22 ¹⁾ —35 =	22—35	
36. Inschrift über einem Concertsaal		
37. Der Neujahrswunsch		
38. Zur Entscheidung	= 36. Zur Entscheidung.	
	34 Sinngedichte stimmen überein.	

II. Buch.

A	B	C
Sinngedichte: 52	50	46
1—25		
26. Das Geleite.	26. Auf den Petitmaitre Kurm.	
27—28	25—38	
29. Schluss einer Predigt	29. Norann	
30—47		

1) In A lautet Nr. 22:

Der Beweis.

Flavin:

Heut sass ich in der Comödie
Beim grössten Lästermund', Arist!

Arist:

Das kann nicht sein, vergeben Sie,
Weil Cypris noch verreisert ist.

Dabei unterläuft dem Drucker das Versehen, dies Sinngedicht für zwei zu halten, und er nimmt ins Register auf: „Der Beweis“ „Arist“. Den Fehler hat Minor nicht bemerkt, und er erhält daher bei seiner Berechnung ein Epigramm zu viel. Vgl. *K. D. N.*, Bd. 73, S. 120.

- | | | |
|---|---------------------------|--|
| | | 39. Auf einen lügenhaf-
ten Schwätzer |
| | 39—40 | = 40—41 |
| 41. Hinze | | |
| | | 42. Quid rides? de te
narratur |
| | 42—45 | = 43—46 |
| 48. Als die Studenten
einem mittelmässigen
Tonkünstler die Fen-
ster einwarfen | 48. Grabschrift auf Calas | |
| 49. | = 49. | |
| 50. Narciss und Kurm | | |
| 51. An die Punschale | | |
| 52. | = 50. | |

A hat 2 Nummern mehr als B, untereinander weichen sie ab in den Nummern 26. 29. 48. C bringt 2 Nummern: 39 und 42, die in A und B nicht erhalten sind.

45 Sinngedichte stimmen überein.

III. Buch.

A	B	C
Sinngedichte: 31	29	31
1. Sonderbare Hoffnung	1. Unterschied	1. An **
2.	= 2.	2. Werdomär
3—8		
9.	= 9.	9. Die Spötter
10. Mann und Frau	10. Auf ** komische Oper, komponiert von **	10. = 9 in A und B
		11. = 10 in B
11—17		
18. Buttlers Grabmal	18.	= 12—18
		= 19. (nur verschiedene Ueberschriften)
19—23		
		= 20—24
25. Nelide	25. An Herrn Feiner	25. Die Verwunderung
		26. An den Herrn Feiner
		27. Apoll im Musentem- pel
26. Neptun auf einer Wand	26. Neptun auf der Wand	28. Neptun auf einer Wand
27. Kauz und ich	27. Kauz und ich	29. Kauz und ich

28. A und B	28. London, Venedig und Berlin	30. London, Venedig und Berlin	B
29. Der wahre Hofmann	29. Grabschrift	31. An die Leser	
30. Der Knicker Adrian			
31. Auf einen einfältigen Archivar			

20 Sinngedichte stimmen überein.

A = 121 Nummern (38 + 52 + 31)	A, B und C stimmen überein in 99 Nummern (34 + 45 + 20)	B
B = 115 (36 + 50 + 29)		
C = 113 (36 + 46 + 31)		

Goecking hat seinen „Sinngedichten“ selbst wenig Bedeutung beigelegt:

Die Zeiten aber sind vorüber [schreibt er im Vorbericht 1778], wo ein Sinngedicht von Aretin auf das Betragen grosser Toren Einfluss hatte; und was das Betragen der Kleinern betrifft, so geb' ich gern mein beissendstes Epigramm für eine Stunde voll ruhigen Schlafs oder einen grillenfreien Spaziergang.

Goecking übertrifft die zeitgenössischen Epigrammatiker weder im Inhalt, noch in der Form, und seine Satire verflüchtet sich mehr und mehr in jene weise Fröhlichkeit, wie wir sie in den Episteln antreffen, und die dort besser am Platz ist. Eindringlich und geistvoll erhebt er sich über das Ellricher Philistertum. Wie Kästner bewitzelt er die alltäglichen Vorkommnisse, hält aber seinen Blick auch auf das Dauernde und Zuständliche gerichtet, in dem die Keime der einzelnen Geschehnisse liegen, und dabei berührt er mehr die sozialen als die politischen Fragen. Die Schwächen seiner Zeit erfasst er tiefer als E. v. Kleist. Goecking bewegt sich auf der Höhe von Kästners Einfällen und Witzen des gesunden Menschenverstandes. Die Sinngedichte verkörpern oft, wie es später bei ihm so deutlich zu Tage tritt, nur tiefschmerzliche Seufzer über die sittlichen Schäden der Gesellschaft; sie enthalten keine bissigen Ausfälle des Satirikers. Sie entspringen bei scharf durchdringender Beobachtungsgabe einem warmen Gefühle, so dass uns vielfach milde und zahme Stellen wie bei E. v. Kleist begegnen.

Die politische Satire wendet sich gegen Fürsten, Höflinge und Beamte. Spöttelt Goecking auch, er könne es statt zur goldenen, zur eisernen Kette bringen, so erscheint er an andern Stellen doch auch ganz harmlos:

Den Staat und seine Grossen schmähen,
 Das kostet in London dem Autor seine Guineen,
 Und in Venedig sein Blut,
 Da hätt' ers in Berlin doch gut,
 Man lacht ihn aus und liess ihn gehen (A 80, Bd. 3, S. 296).

Die literarischen Ausfälle richten sich gegen allgemeine Figuren und Typen. Das Drama eines Tragiscribax kann nicht ausgepiffen werden, weil alles gähnt; während eines Trauerspiels läuft das Publikum weg, da es des vielen Mordens müde wird; und auf eines Komödienschreibers Angewohnheit, immer zu pfeifen, wird angespielt mit den Versen:

Ob er denn immer in Gedanken
 Die Vorstellung von seinem Lustspiel sieht? (III, 244).

Die geistlosen Poeten und literarischen Diebe werden nicht geschont. In ihrer Wiege, nicht in ihren Sinngedichten sollten sie Verstand suchen. Sie täten besser, ihre poetischen Erzeugnisse zu begraben als wertvolle Funde für spätere Geschlechter. Der Nachtgedankenschmierer Stentor verarmt und wird vor die Tür gesetzt, brotlose Dichter singen von ihrer goldnen Leier, schwärmen von einer Doris und haben nur eine Katharine. Den bartlosen Kritiker, den faulen Bibliothekar und den schmeichelnden Zeitungsschreiber nimmt derber Spott mit. Dann richtet sich Goeckingk an das Publikum. Klymenes Tränen sind Neid über den Ring ihrer Nachbarin, die geizige Bisbill lernt lieber ein Buch auswendig, als dass sie es kauft. Weitere Epigramme wenden sich gegen die Geistlichkeit, den Ahnenstolz der Adligen, gegen Narren und Prahler, Geizhalse und Wucherer, Lügner und Petitmaitres. Ein anderes Kapitel verspottet den Ehebruch und die Gefallsucht. Mädchen geben ihr Alter falsch an, alte Jungfern sind krank vor unbefriedigter Sehnsucht nach den Geheimnissen der Liebe. Das Leben der Schauspielerinnen wird in plumpen Gegensatz zu den Rollen, in denen sie auftreten, gebracht; Philinde wird wegen ihres Atems verspottet, Cephisens Geistlosigkeit mit dem harten Worte „goldene Gans“ abgetan. Aber der milde Dichter bietet dem schönen Geschlecht sofort wieder die Hand zur Versöhnung:

Sie ist an Geist und Herzen ohne Tadel,
 Verbindlich gegen jedermann,
 Und, (was man fast nicht glauben kann)
 Bei alledem, vom alten deutschen Adel (S³, S. II).

Diese Epigramme wirbelten in Ellrich vielen Staub auf. Goecking schrieb am 18. Oktober 1772 über ihre Wirkungen an Unzer:

er habe ein Dutzend Thoren so kenntlich gezeichnet, dass man mit Fingern auf sie weiset. Dies seh ich aus meinem Fenster ganz gelassen mit an. Im dritten Hundert soll es, wie ich hoffe, noch besser kommen, damit die Narren wissen, dass noch gute moralische Policy am Orte ist, wenn die politische gleich elend aussieht.

Aber so sehr Goecking auch einzelne Toren mit den Pfeilen seiner Epigramme getroffen zu haben glaubte und auch wirklich getroffen haben mag: im ganzen verweilte er doch nur bei den allgemeinen Zuständen, bei den Fehlern und Schwächen, die die Menschen einer verwickelteren Kultur überall und zu allen Zeiten erkennen lassen. Seine Satire ist nicht individuellen, sondern generellen Charakters; sie wächst nicht organisch aus dem Zeitleben heraus und ermangelt der Eigenart. Das sah der Dichter bald auch selber ein; er war weit entfernt davon, diese seine Leistungen zu überschätzen, und verliess daher bald ein Gebiet, auf dem er sich nicht vollkommen heimisch fühlte.

„Fabeln“.

Für die satirischen Einfälle wählte Goecking sich bald einen neuen passenderen Rahmen in der Fabel, die mit seinen Sinngedichten eng verwandt ist. Am 3. November 1783 teilte er Ramler mit:

Dass Sie die Fabeln wieder in Aufnahme bringen, dabei habe ich ein persönliches Interesse. Meiner sel. Frau zu Gefallen, durfte ich weder Satyren noch Epigramme drucken lassen, wenn ich ihr nicht Unruhe machen wollte. Ich kleidete daher meine Idee in das Gewand der Fabel, und so entstand eine kleine Sammlung, die sich bloss auf deutsche Thorheiten bezieht. Sie soll aber, so wenig als eine andere poetische Sammlung von meiner Hand, bey meinem Leben gedruckt werden.

Darin hat Goecking Wort gehalten, denn zu den 5 Fabeln im Anhang von A 80, Bd. 3, S. 215 ff. sind in A 21 nur noch 2 hinzugekommen. Wir lesen in einem Briefe an Bürger¹⁾:

Dieser Tage habe ich den ersten Versuch gemacht abermals ein fremdes Gebiet zu beschreiten und zwei Blümlein im Gebiet der Fabel abzubrechen, die ich Euch hier übersende.

1) Vgl. Strodtmann, Bd. 1, S. 364.

Darauf antwortete Bürger ¹⁾:

Eure Fabeln, Freund, sind gar allerliebst. Es fehlt nur dünkt mich, an einigen ganz kleinen Kleinigkeiten, um völlig die Pfeffelsche Leichtigkeit und Bonhommie zu haben. Nur fein mehr! Nächstens will ich Euch schreiben, oder noch besser, wenn Ihr selber kommt, sagen, wo ich sie noch ein wenig gefeilt wünschte.

Der Dichter ging nun rüstig auf diesem Felde weiter, aber in um einem Jahre waren ihm die ersten Versuche in ihrer hinkenden Versifikation ganz fremd, als ob er sie garnicht gemacht habe. Im Jahre 1775 war Lichtwers 4. Ausgabe der Fabeln erschienen, bei dem Goecking wie Pfeffel in die Schule gegangen ist. Durch Lichtwer wird Goecking einmal an Hagedorn gewiesen, andererseits erfährt man auch Einflüsse von Lafontaine und ist bestrebt, durch die dargestellte Moral niemals zu ermüden. Der Fabeltheorie seiner Zeit entsprechend, sieht Goecking in der Fabel die gefällige Tochter der Moral, die jeweils nur am Schluss mit wenigen Worten hervortritt, den Undank der Welt und ihrer Kinder darstellt oder in der Art Abraham a Santa Claras die Tugend junger Mädchen in Frage stellt, der sich gegen Höflinge richtet. Die moralisch-didaktische Beachtung, mit Satire gewürzt und keineswegs nur auf die Tierfabel beschränkt, steht bei knappem Stil im Vordergrund. Pfeffel und Goecking, befreundet und einander in der Fabel und Epistel vordringlich, erprobten gegenseitig ihre Kraft. Wie sich der Fabulist in der Epistel stets vordrängt, so hat Goecking umgekehrt in der Fabel seinen leichten Epistelton beibehalten; er bleibt aber nur moralisierend, ohne Pfeffels feinere Züge zu erreichen.

„Die Schlittenfahrt“.

In der Fabel richtet sich Goeckingks Satire gegen Höflinge und Frauen, und deren Schwächen werden von ihm auch in einem solchen Gedicht, „Die Schlittenfahrt“, in seiner derb natürlichen Sprache geißelt. Aber er versteht es nicht, in dem kunstvoll lebenswirdigen Tone Wielands die Leser mit den gemeinen Motiven der handelnden Personen zu versöhnen. Nur in Stoff und Versmass hat

1) Vgl. Sauer, Bd. 3, S. 95.

er hier Wieland nachgeahmt, dem Stil fehlt jedoch die Grazie des Meisters. Seinen Standpunkt gibt er an einer Stelle zu erkennen, wo er bei Beschreibung der Schlittenfahrt an die in Thümmels „Wilhelmine“ erinnert:

Schaut, wie der Krittler dräut,
 Mich zu dem Vieh Horazens hinzutreiben!
 Und sollte mein Gemälde gleich so weit
 Von Thümmels Schilderei verschieden bleiben,
 Als eine Ros' und eine Hyazinth:
 Was schieert ihn das, wenn beides Blumen sind (IV, 37).

Um das Jahr 1776 hatte Goeckingk dieses Epos begonnen. Er schreibt darüber an Boie am 11. März 1776¹⁾:

Er hat auch ein episches Gedicht von einigen Gesängen in ariostischen Stenzen beynahe fertig, welches mich ganz ausserordentlich ergötzt hat. Er scheint mit ziemlicher Leichtigkeit zu arbeiten. Seine meisten Arbeiten charakterisiert ein heller philosophischer Geist und lachender Witz.

So weit war nun Goeckingk doch nicht; er hatte erst 2 Gesänge gedichtet, und das Ganze war auf 6 Gesänge angelegt. Eintheils hinderte ihn die Beschäftigung mit dem Trauerspiel, andernteils konnte er sich mit dem Versmass der achtzeiligen Ariostischen Stanze nur schwer abfinden, die Wieland eingeführt und sein Schüler Heinse in der „Laidion“ so musterhaft angewendet hatte. Betrieben muss Goeckingk seinem Freunde Bürger gestehen²⁾:

Nichts ermüdet geschwinder als *ottave rime* und ich wünsche oft unsere hochgepriesene Muttersprache zu den Caraiben, die keine *ottave rime* machen, wenn ich oft nicht drei Worte darin finde, die sich reimnen. Sicher soll die Schlittenfahrt das erste und letzte Gedicht sein, welches ich in diesem Versmasse erzwingen³⁾.

1) Vgl. Strodtmann, Bd. 1, S. 286.

2) Vgl. Strodtmann, Bd. 1, S. 294.

3) Dagegen äussert Goeckingk aus Ellrich, den 4. April 1780 gegen Gleim: „Der Oberon ist auch mein Festbraten gewesen. Er hat mir, wie das fest immer so zu gehen pflegt, von neuem Appetit gemacht, ein grösseres interessantes Gedicht in achtzeiligen Stenzen, zu versuchen, als Adlerkant und Nettchen ist, die mir zur Probe nur dienen sollten, diese Art des Versbaues aus eigener Erfahrung mit allen ihren Schwierigkeiten kennen zu lernen. Da ich die Dichtkunst immer lieber gewinne, weil sie in meiner hiesigen Einsamkeit Freundes Stelle vertritt, so mögte aus jenem Vorsatze wohl Ernst werden, zumal ich izt fühle, dass die längere Uebung immer mehr Leichtigkeit gewährt, und das am Ende Vergnügen macht, was Anfangs Arbeit war.“

Bald darauf kam Bürger nach Ellrich, liess sich von Goeckingk Gesänge vorlesen und urtheilte zu Boie, der die Dichtung in seinem „seum“ aufzunehmen gedachte, sehr günstig:

In der Vorlesung hats mir ausnehmend gefallen. Es war ungemein leicht versificirt, in einer ganz eignen originellen Manier und mit einem chershaft satyrischen Bonton, den kaum, dass ich wüste, irgend ein anderes deutsches Gedicht hat. Der Inhalt ist ganz aus dem gemeinen Leben aufgegriffen¹⁾.

Doch bald geriet die Arbeit wieder ins Stocken, weil der Dichter der Herstellung des Manuskriptes der „Lieder zweier Lieden“ beschäftigt war und ihm das Versmass noch immer viel zu schaffen machte:

Es ist nicht möglich, [schrieb er Bürger am 24. Januar 1777]. lange hinter einander weg des verfluchten Versmaasses wegen dabey zu bleiben, doch hoff ich ja endlich einmal damit fertig zu werden²⁾.

Als Goeckingk Anfang Oktober 1777 zu Bürger kam, brachte er ihm 4 nahezu vollendete Gesänge mit. Die Idee, die Goeckingk als hegte, das Gedicht auf 8 Abschnitte zu erweitern, liess er wieder fallen. Aus dieser Handschrift entnahm Bürger einige bestrophen für Boie, die dieser so allerliebste fand, dass er sich das Ganze freute. Im November erhielt Bürger die noch endenden Strophen, denen die beiden letzten Gesänge noch in demselben Monat nachfolgen sollten, denn Goeckingk wünschte nun sehr, das Gedicht bald vom Halse zu haben. Jedoch bis Ende Dezember hatte er keine Zeile weiter daran geschrieben, und hiermit ruhte die Fortsetzung bis zum Oktober 1778, indess nicht durch Goeckingks, sondern durch Bürgers Schuld. Goeckingk erbat die Gesänge zurück, da ihm Teile verloren gegangen waren und ihm auf diese Weise der Zusammenhang fehlte. Bürger aber hatte die nachgelassenen Schlussstrophen verlegt und scheute sich infolge der vorliegenden Spannung wegen des Dieterichschen Almanachs, die vollständige Handschrift Goeckingk zu schicken; erst durch Boie kam sie wieder in dessen Hände. Im Februar 1779 war die „Schlittenfahrt“ endlich vollendet; sie erschien unter dem Titel „Lieder zweier Lieden“ im „Museum“, März und April 1779, S. 193 ff. und S. 289 ff.

1) Vgl. Strodtmann, Bd. 1, S. 346.

2) Ebenda, Bd. 2, S. 19.

Dieser ursprüngliche Titel nennt die Hauptfiguren des Werkes, in dem der Dichter mit seiner Person vielfach in den Vordergrund tritt: er bereitet vor unsern Augen den Schauplatz, führt uns die Gestalten vor und bringt sich immer wieder in Erinnerung. Der wohlhabende Steuersekretär Adlerkant liebt die schöne, aber nicht mit äussern Gütern gesegnete Tochter des Kriegsrats v. Brunnenhain, namens Antonie. Schwärmerisch verehrt hat schon ein volles Jahr der unbeholfene Adlerkant die in gesellschaftlichen Formen gewandte Schöne, ohne je den Mut zu einer Erklärung zu finden. Schliesslich legt sich für den reichen Freier der Vater bei der Tochter ins Mittel. Nettchen jedoch verhält sich abweisend. Auf Bällen kokettiert sie, zu Adlerkants tiefem Verdruss, bald mit diesem, bald mit jenem. So gelingt es ihr einst, einen jungen Adligen, einen Assessor v. Zahren, durch einen Kuss aus aller Fassung zu bringen; und der beglückte Jüngling, der Gelegenheit zu einer Wiederholung solcher Zärtlichkeiten sucht, arrangiert schnell eine Schlittenfahrt, auf der er von der Sitte, seine Partnerin küssen zu dürfen, recht herzhaft Gebrauch machen will. Adlerkant, dem die Liebe so wenig hold ist, erfährt inzwischen ein Glück anderer Art: er wird im Amt befördert, wird zum Steuerrat ernannt. In dieser neuen Stellung hat er den Mut, bei dem Vater um Nettchens Hand anzuhalten. Indessen soll auf Anraten eines Freundes Liljenthal in Heideplan, dem Endziel der Schlittenfahrt, das Mädchen verkleidet beobachtet werden. Man belauscht durch das Schlüsselloch eines Seitengewachs die untreue Schöne in ihrem koketten Treiben; und zur Strafe dafür soll ihr ein Streich gespielt werden! Als zur Heimfahrt gerüstet wird und Zahren sehr zärtlich Nettchen im Schlitten verpackt, eilt Liljenthal hinzu, um ihm scheinbar ein wichtiges Geheimnis anzuvertrauen, während Adlerkant mit dem Schlitten und der Liebsten davonfährt und v. Zahrens Rolle spielt. Antonie lässt die vermeintlichen Liebkosungen ihres Galans über sich ergehen; aber als sie vor ihres Vaters Tür angekommen ist, gibt sich ihr der Steuerrat zu erkennen:

Und ging, ohn' einmal noch sich umzusehn

Und liess gerührt vom Blitze Nettchen stehn (IV, 57).

Trotz des Goeckingkschen Gepräges zeigt die „Schlittenfahrt“ Unselbständiges. Vom Ausland war das komische Epos beein-

flusst worden. Unter den Vorbildern von Boileaus „Chorpult“ (1674) und Popes „Lockenraub“ (1712) gedieh die Gattung schnell und gelangte zu allgemeiner Beliebtheit; besonders erfreute sich Zachariäs „Renommist“ (1744) grossen Beifalls. In seinen Bahnen wandelnd, trat Uz’ „Sieg des Liebesgottes“ 1753 vor die Schranken, 1764 Thümmels „Wilhelmine“, ein Jahr später wartete der vielseitige J. Fr. Löwen mit der „Walpurgisnacht“ und der „Marquise“ auf. J. Michaelis und A. Blumauer suchten das komische Epos durch Travestie in andere Bahnen zu lenken, in der Darstellung verrieten sie Wielands Einfluss. Zeitlich steht zwischen beiden Goeckingk, dessen „Schlittenfahrt“ freilich bald vergessen wurde.

„Episteln.“

Goeckingk war unter seinen Zeitgenossen durch die „Lieder zweier Liebenden“ bekannt geworden, seine Bedeutung für die Literaturgeschichte beruht aber vorwiegend auf seiner Epistelpoesie. Ihm folgte Klamer Schmidt, dessen Episteln hauptsächlich aus dem 9. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts, unter direktem Einflusse Goeckingks stehen; ebenso erreicht Tiedge sein Vorbild nicht. Versuche von anderer Seite sind unwesentlich. In dem Halberstädter Kreise wurde die Epistelpoesie zuerst von Michaelis gepflegt, der anfangs an der überlieferten Art der Graziendichtung festhielt, bald aber zu grösserer Selbständigkeit fortschritt. In Michaelis Todesjahre (1772) trat Goeckingk mit seinen Episteln auf den Plan, und er zeigte, dass er von seinem Freunde, daneben aber von dem Franzosen Gresset, viel gelernt hatte.

Ja! hätt’ ich nicht das Sklavenvieh,

Wie Flaccus die Nachahmerzunft benamt,

Als Jüngling schon gehasst, von allen

Hätt’ ich nur Dorat nachgeahmt („An sein Buch“ I, XXI ff., S. XXIV).

Wirklich Befriedigendes hatte in der Epistel bisher nur Uz geleistet, und durch ihn wird Goeckingk mit den sittlichen Anschauungen und den philosophischen Gedanken des gemeinschaftlichen Lehrers Horaz vertraut geworden sein, die nun der Odendichter Uz, wie der Episteldichter Goeckingk selbständig weiter führten. Bei Uz fand er natürlichen Ausdruck für warme Naturempfindung und

die freudige Vertiefung des lebensfrischen Stoffes, den ungezwungenen Uebergang der Situationsschilderung zu moralischen Betrachtungen. Von dem Ansbacher Dichter lernte er die Horazische Lebensweisheit mit christlicher Lehre harmonisch verknüpfen, in Zufriedenheit den frohen Tag geniessen und den bösen ertragen, unter weisen Freunden ein ruhiges Leben führen, die eigene Person dem allgemeinen Wohl unterordnen und sein Geschick einem höheren Wesen anvertrauen.

Im Jahre 1780 erschien der 1. Band mit 24, 1781 der 2. mit 16 Episteln, die zum grössten Teil in Ellrich entstanden, schon einzeln für Freunde gedruckt oder im „Teutschen Merkur“ und „Deutschen Museum“ und in Musenalmanachen bekannt gegeben waren. Bürger schätzte den Wert der „Episteln“ sehr hoch und versprach sich von Goeckingk noch Herrliches. Als er die Epistel „An Benzler, in Lemgo“ (I, 107 ff.) gelesen hatte, beneidete er Goeckingk um den leichten, scherzenden Ton der guten Gesellschaft, nur wünschte er, dass die männlichen und weiblichen Reime mehr abwechselten, „Stärke des Geistes, Stolz, der aus dem Bewusstseyn derselben entspringt, und ein rascher weitschiessender Blick sind die Haupt-Bestandtheile seines poetischen Characters“¹⁾. Er fand Goeckingk wegen des Geistes in seinen Episteln in der Tat bewundernswert. Boie meinte, er werde gewiss der erste in diesem Ton. Mit ihm stimmte auch Gleim überein, der die herrliche Epistel über die Steckenpferde („An Rink, in Sondershausen“, I, 88 ff.) den besten Dorats gleichstellte und bei dem Erscheinen des 1. Teiles der „Episteln“ in das berechtigte Lob ausbrach:

Ich habe meinen G. verglichen mit Dorat, mit Desmaches, mit Gresset, mit Bonflors, mit St. Lambert, und möchte nun am liebsten in dieser Dichtart unser Goeckingk sein; sie thaten wohl, mein lieber, dass Sie diese *aimables poëtes*, wie sie Dorat nennt, als Sie anfangen Episteln zu schreiben, nicht lesen wollten; nicht einen Gedanken, eine Wendung nur, die nicht ihr Eigentum wäre, hab ich wahrgenommen. Alle 24 Episteln sind schön, jede hat etwas, das sie verräth als ihres Vaters wohlgerathnes Kind²⁾.

Sein ganzes Talent verwandte eben Goeckingk von vornherein auf den Ausbau der poetischen Epistel, da in dieser Dichtungsart

1) Vgl. Strodsmann, Bd. 1, S. 339.

2) Gleim an Goeckingk, Halberstadt, 9. September 1780.

nichts Hervorragendes bei den Deutschen geleistet sei. Zunächst verwarf er bei den poetischen Briefen die Prosa, dann das hergebrachte elegische Versmass, in dem sich E. v. Kleists Epistel versuchte. Die bequeme, von den Franzosen übernommene Form, ist nun trefflich geeignet für den vertraulichen und redseligen Ton der Epistel. Die zwanglos leichte Sprache bringt eine vornehme Nachlässigkeit des Ausdrucks mit sich und lässt es an strengerer Korrektheit fehlen. Zudem sind die Episteln unmittelbar aus der Situation heraus an bestimmte Personen gerichtet und haben wie die „Lieder zweier Liebenden“ ebenfalls tatsächliche Unterlagen. Erdichtet ist nur der satirische Ausfall auf jene Dichter, die in schmeichelnder Lobrede ihre Werke den Fürsten widmen. Diese Epistel wird an die Spitze der Sammlung gestellt als „Zuschrift an den König von Siam“, ebenso sind die beiden Episteln „An den König von Siam“ (II, 95 ff. und II, 144 ff.) zu fassen. Aber auch hier ist die Person des treuen Försters Grünewald aus dem Leben gegriffen. In den übrigen Episteln finden wir bei weiser Fröhlichkeit reiche Lebenserfahrung und Weltkenntnis, bei geselligem, männlichen Ton, der zuweilen hart die Prosa streift, tiefes Gefühl und ernste Wahrheiten, nicht tändelnde Geschwätzigkeit, sondern natürliche Sprache, Lehren für die Welt, die zuvor dem Herzen eingepägt sind:

Was ich jetzt ohnehin
 Bei Arbeit und Beschwerden
 Für meine Freunde bin,
 Wollt' ich für Deutschland werden.
 Der Lehrer unserer Jugend,
 Der Herold stiller Tugend,
 Ein Gift für Schmeichelei,
 Ein Schrecken solcher Fürsten,
 Die nach dem letzten Ei
 Des Tagelöhners dürsten,
 Ein süßer Labewein
 Für unerhörte Liebe

Was wollt' ich dann nicht sein! („An Herrn von U**“ II, 84 ff., S. 86).

Moral, Satire und Anakreontik werden also vermischt. Eine poetische Selbstbiographie gibt der Dichter in der Epistel „An Madame Mumsen und Madame Voss“ I, 248 ff.

Die erste Epistel sandte Goeckingk im Jahre 1771 an seinen Freund Goldhagen („An Goldhagen, in Petershagen“, I, 3 ff.). Wer

für Schmeicheleien und Ordensbänder empfänglich ist, der ist kein freier Mann. An einem weisen und treuen Freund hat der Mensch in der Not genug:

Zufrieden, darf er nichts beneiden,
Und für sein kleines Mittagbrot
Und seine Hütten, seine Freuden
Niemanden dankbar sein als Gott.

(„An Goldhagen, in Petershagen“ I, 3 ff., S. 29.)

Die Freundschaft wird nun in der verschiedensten Weise behandelt. Zunächst in dem süßlichen Gefühl der Empfindsamkeitsperiode. Die Epistel solchen Inhalts, „An Exter, in Zweibrücken“ (I, 30 ff.) gerichtet, steht in Goeckingsks gesamter Poesie vereinzelt da. In keiner verrät er auch in so vollem Masse die direkte Abhängigkeit von Horaz und den eigenen Zeitgenossen. Freilich haben wir es mit einer sehr frühen Epistel zu tun, der zweiten überhaupt, aus dem Jahre 1772, die als ein noch unsicherer Versuch anzusehen ist. Wie an die Liebste wendet sich der Dichter an Exter:

Komm denn an die nassgeweinten Wangen,
An die Brust, die vor Verlangen
Hoch dir schon entgegen schwillt,
In die Arme, welk von Kummer,
An das Herz, dem selbst der Schlummer
Nachts die Seufzer nicht mehr stillt.

(„An Exter, in Zweibrücken“ I, 30 ff., S. 31 f.)

Nach Gessners Weise baut er ein anmutiges, stilles Schäferhüttchen. Da will er mit seinem Freunde vergnügt sein wie bei Frühlingssonnenschein die Tauben auf dem Dache, die Rehe im grünenden Wald, die Fische im Wasser, und alle Sorgen bei süßen Liedern Gott dem Vater überlassen,

Bis, verloren in der Welt
Seiner Schöpfung, mir die Stimm' entfällt,
Dir im Auge Zähnen blinken,
Jetzt wir Blicke wechseln, jetzt
Leise Seufzer, und zuletzt
In die Arm' einander sinken.

(„An Exter, in Zweibrücken“ I, 30 ff., S. 41.)

Verborgene Veilchen sucht er für den geliebten Freund. Wenn aber des Waldes Farben schwinden, auf kahlen Höhen nur noch der Rabe krächzt, von schneebedecktem Turm die Wetterfahne heult dann mögen sich andere durch Bälle und Maskeraden erfreuen, e

will beim knisternden Kamin ein trautes Freundeskränzchen abhalten. Ruhmbegierige Krieger mögen dem Frost und dem Durst trotzen und sich wie Don Quichotte um Kleinigkeiten abmühen, während seine Freunde bei Witz und Punsch, um Küsse zu erbeuten, **Krieg** führen. Müssiggänger sprechen nur von der grossen **Hungersnot**¹⁾, tun aber nichts für die Armen. Solchen Jammer kann der Dichter nicht durch Lachen und Scherzen aus seiner Seele verscheuchen:

Wenn die Menschheit in mir spricht,

O wie leise will ich hören („An Exter, in Zweibrücken“ I, 30 ff., S. 51).

Dann erfreut ihn weder Lied, Liebe noch Freund, bis er in edler **Christenpflicht** der Armen Wunde mit Balsam verbunden hat. Wo **aber** solche Tugend waltet, da bleiben alle Grillen und Sorgen fern, **und** Fröhlichkeit füllt die Becher nach altem Brauch. Mit **Frühlingsanbruch** soll der ersehnte Freund in dies einsame Heim **kommen**. Abschlagen kann er die Bitte nicht:

„Aber kehrten sonst die Engel

Nicht in solche Hütten ein?

(„An Exter, in Zweibrücken“ I, 30 ff., S. 56. Schluss.)

Frei von krankhafter Ruhmbegier und schweren Sorgen blickt **Goeckingk** am Sylvesterabend auf das alte Jahr zurück („An Goldhagen“, I, 57 ff.). Manche halbe Nacht hat er mit dem weisen **Freunde** verscherzt, aber auch Trübsal stellt sich ein. Sein guter **Michaelis** ist gestorben, doch bleibt ihm der Trost des Wiedersehens **im** Jenseits. Was nützen Geld, was reiche Mädchen? Petrarca's **Liebesschmerz** ist ein zu langer Schmerz und gar zu flatterhaft die **Liebe** des Horaz. Drum sei die freie Zeit im neuen Jahr der **Freundschaft** geweiht!

Wir sind abermals geborgen!

Freund! ich habe wieder Wein!

kann er („An Goldhagen“, I, 127 ff.) seine Einladung ergehen lassen. Ein alter Freund und alter Wein machen die Sorgen vergessen. Arm ist der König, da er keine wahren Freunde hat. Weg mit dem Wein in Fürstenhäusern, jeden Tropfen muss man dort mit **Schmeicheleien** bezahlen; die geschminkte Höflichkeit, der **Ahnenstolz**, vielleicht auch gar ein Bündel platter Reimereien müssen

1) Die Stelle bezieht sich auf die Hungersnot im Jahre 1772.

jedem Poeten solchen Wein versauern. Mag auch ein böses Geschick des Menschen Habe plündern, es bleibt doch der wahr Freund:

Weisheit, Freundschaft nur und Wein,
Sonst ist alles, alles eitel! (I, 141).

·Ruhm und Unsterblichkeit lassen sich erfechten, doch nimmer Zufriedenheit („An Kästner, in Göttingen“, I, 212 ff.).

In den bisherigen Episteln verrät sich überall der gelehrig Schüler des Horaz. Aber auch in anderm Sinne kommt bei Goecking die Freundschaft zum Ausdruck. Seinem Benzler widmet er zum Hochzeitstage eine Epistel („An Benzler, in Lemgo“, I, 107 ff.). Die Schattenseiten der Ehe bringt er in Gegensatz zu den Freuden des Junggesellenlebens, um dann auf die Annehmlichkeiten und das Glück des Ehebundes hinüberzuleiten. Nur muss man die Liebe und das hat Goecking an sich selbst verwirklicht, nicht nur aus Liebe, sondern ebenfalls aus Freundschaft die Gattin heimzuführen. Denn:

Neu bleibt der Geist nur, bis ins Grab,
Und da wird auch das Herz erst kalt (I, 120).

Ferner wird die Freundschaft sinnbildlich dargestellt („An Rink, in Sondershausen“, I, 88 ff.). Sein erstes Steckenpferd, die Satire, hat er bereits lahm geritten, auch die Liebe fand sich im Marstall seiner Launen. Mit dem Steckenpferd irrt er viel umher und sattelt schliesslich ab, eilt zu Fuss nach Halberstadt und findet denselben Gaul bei Klamer Schmidt wieder, der lässt ihn nun weiter traben in seinen „Phantasieen nach Petrarca's Manier“. Welches Ross soll nun der Dichter besteigen? Platos Steckenpferd hat Ovid zugeritten und jeder List und Kunst gelehrig gemacht, auch das des Heraklit und Demokrit sagt ihm nicht zu. Kenner haben ihm nun zu dem Paradeferde des Pythagoras geraten, doch mit dem kann er bei Lebzeiten zum Tempel der Weisheit nicht gelangen. Da reitet er nun einen Klepper, wie ihn Johann der Seifensieder hatte, um seine Grillen zu verlieren und zum eigenen Vergnügen zu singen; sein anderes Steckenpferd ist die Freundschaft, das ihm sein Freund Rink vor seinem Sarge reiten soll. Doch ist der wahre Freund auf dieser Welt, die in der Epistel „An den Herrn K.[ammer] R.[at]“

1) Goecking gebraucht auch den Ausdruck *Stockpferd*.

H.[olzmann] in C.[lettenberg]“ (I, 196 ff.) mit einer komischen Redoute verglichen wird, schwer zu finden. Wohl begegnet der Dichter unter den Masken auch weisen Menschen, aber das sind dann Männer nach Schulsystemen. Zuweilen wird die Fröhlichkeit durch die üble Laune unterbrochen, ein Thema, mit dem er sich an Bürger wendet („An Bürger“, I, 142 ff.). Ueber Glaubenssachen mögen die Gelehrten streiten:

Wenn ich mit leisem Ohr auf mein Gewissen höre:
Was hab' ich sonst für eine Pflicht? (I, 143).

Bei dieser Sittenlehre hat er kein Leben voller Pein zu gewärtigen. Wenn auch selten, so doch in trüben Tagen befällt die üble Laune den sorgenfreien Menschen:

. . . sie ist ein Ungeheuer!
In einem gift'gen Wolkenschleier
Verhüllt, fährt sie auf uns herab,
Wie Kräusel, peitschend uns zur Lust herumzutreiben (I, 150).

Selbst Lavater kann — ohne satirische Anspielung auf seine in den Jahren gerade Aufsehen erregende „Physiognomik“¹⁾ — keinen Rat erteilen. Länig gibt nun Goecking ein Geheimmittel seines Ahnherrn, der sich einem Spiegel gegenüber in den Sorgenstuhl setzte, sich die eigene Hand küsste und so lange dergleichen Narrheiten trieb, bis er über sich lachen musste. Der Spiegel an sich sei aber schon ein prächtiges Mittel für eitle Damen und süsse Herren! Doch vernünftigen Menschen verscheuchen ein lieber Freund und die herrliche Natur jede üble Laune. Von solchem Schwärmen in der prächtigen Umgebung Ellrichs erzählt die Epistel an Boie („An Boie, in Hannover“, I, 261 ff.); auch Gleim wird eingeladen („An Gleim“, I, 164 ff.). Die Epistel „An Zimmermann, in Hannover“ (I, 274 ff.)²⁾, aus der auch innige Vaterlandsliebe spricht, entspringt der Liebe zu den Schönheiten des Harzes. Diese kräftigen Eichen

1) In demselben günstigen Sinne spricht auch Goecking II, 34 von Lavater.

2) Minor, *K. D. N.* Bd. 73, S. 188, Anm., sagt von Goecking, indem er sich auf eine briefliche Bemerkung an Bürger stützt, er habe nur Sinn für die Schönheiten des Harzes. Minor ist aus dieser Epistel die Stelle I, 276—277 entgangen. An dieser spricht der Dichter von den wunderbaren Reizen in der Natur und von biederen, hilfreichen und fröhlichen Menschen, die

haben den grossen Reformator Luther gesehen. In den Wäldern pflücken singende Kinder schöne Blumen ohne Scheu vor Vipern und Schlangen, hier weht kein Sirokko, und kein Aetna speit Feuerflammen:

Wer war der braveste von allen
Germaniern? Des Harzes Sohn?
Rom zeug' es! Seines Adlers Krallen,
Gewohnt des Raubes, trugen schon
Ein Stück des Vaterlands davon?
Doch Hermann kam, da liess er's fallen (I, 280).

Dieses Gedicht ist ein klarer Beweis dafür, wie tief Goecking Klopstocks patriotischen Sinn und warme Verehrung für Deutschlands Befreier mitempfindet und wie eng verwandt sein nationales Element mit Friedrich Leopold zu Stolberg ist, der den Harz als das teure Cheruskerland („Der Harz“) rühmte und den Freiheitshelden unseres Volkes verherrlichte.

Wie viele seiner Zeitgenossen rühmt Goecking die weltmännische Moral des Horaz (vgl. die Epistel „An Horaz“, II, 108 ff.); er verteidigt mit diesem Aristipps schmeichelndes Wesen bei Reichen und Vornehmen gegen die trübsinnige Anschauungsweise des Diogenes:

Was zwischen schlangenglatte Sitte
Des Einen und dem Charonsbart
Des andern just steht in der Mitte:
Das nur ist rechte Lebensart (II, 118 f.).

Oft spricht der Dichter von seinen eigenen Erlebnissen und Erfahrungen und denkt gern an die Personen, mit denen er in Berührung gekommen ist. So erinnert er sich voll Dankbarkeit seines früheren Lehrers Schrader (II, 33). Väterliche Ermahnungen gibt er seinem Sohn („An seinen Fritz“, II, 102 ff.), und für einen jugendlichen Freund hat er moralische Lehren („An Herrn **, in P.“, II, 42 ff. und II, 62 ff.). Sein behagliches Landhaus preist er dem Freunde Retzer („An Joseph Freih. von Retzer, in Wien“, II, 135 ff.), und ist er einmal auf Reisen, dann kommt er zu dem philiströsen Schluss, zu Hause sei es doch am besten („An Rosen-

nders zu finden seien als auf dem Harz und in der Schweiz (I, 276. I, 277, Z. 3). Ebenso berücksichtigt Minor nicht das „Abschiedslied sein“ (IV, 278) und „An den Genfer See“ (IV, 214).

stiel, in Berlin“, II, 69 ff.). Gelegentlich taucht dann die Frage auf: *wie fang' ich's an, um auch so reich wie du zu werden?* („An Herrn von U.***“, II, 77 ff., S. 77 f.):

Allein dabei,
Der Ehre treu,
Einst froh zu sterben (II, 83).

Die Episteln richten sich auch an weibliche Personen. Diese ersetzen zum Teil nur briefliche Mitteilungen, in die poetische Form gekleidet, wie „An Frau von B.“ (II, 654 ff.) oder „An die Dichterin Karschin, in Berlin“ (II, 162 ff.), auch „An die Frau Kammerrätin Holzmann“ (I, 63 ff.), wo Goeckings Geburtsort mit alter Sage geschmückt und ein trauliches Leben mit den Geschwistern im Elternhause erzählt wird; andererseits erhebt sich der Dichter an manchen Stellen, wie z. B. in der Schilderung einiger Liebesszenen, zu poetisch anziehender Darstellung. In den beiden Episteln „An Tertullia“ (I, 72 ff. und I, 83 ff.) ist ein Bekenntnis über eine Jugendliebe niedergelegt, und in dem Gedicht „An Augusta von **“ (II, 5 ff.) kämpft sogar der Ehemann mit unerlaubter Liebe, deren Fesseln er durch die Flucht entgeht¹).

Ein jung aufstrebendes Talent warnt Goeckingk vor den dornichten Pfaden der Dichtkunst:

Kurz, kannst du unabhängig sein?
So geh und werd und bleib ein Dichter²).
(„An Herrn **, einen jungen Dichter“, I 173 ff., S. 175.)

Von Fürstenhöfen ist nichts für die Dichter zu erwarten. Wird man auch nur ein mittelmässiger Minister, General, Priester oder Arzt, dann ist man immerhin, was die meisten Menschen sind. Doch ein mittelmässiger Dichter? Sein Ruhm ist wie Spreu im Wind. Selbst der vortreffliche Michaelis hat fast verhungern müssen. Auch Goeckingk würde sich von der Poesie trennen, wenn er als recht denkender Mensch das dem Staate sein könnte, was Tausende von Schmeichlern nur scheinen. So will er aber frohe und weise Lieder singen, sein Schicksal ruht in Gottes Hand:

1) Bei diesem Gedicht hat man an Henriette Herz gedacht, auf die aber die Situationen nicht passen. Es wird sich um ein harmloses Liebesabenteuer auf der Reise 1778 in Berlin (vgl. II, 12, Z. 14), eine mehr dichterisch verklärte Episode, handeln.

2) Vgl. S. 52 f.

Doch wenn die schwere Fahrt den Schwachen
 Mein Arm vielleicht erleichtern kann:
 Hier bin ich, guter Herr! Wohlan!
 Lass mich sie ihnen leichter machen.

(„An Herrn **, einen jungen Dichter“, I, 173 ff., S. 195.)

Den Grossen dieser Welt ist der Jünger deutscher Muse wenig
 nützlich, der gar zu gern die Wahrheit sagt:

Nicht im Golde von dem Galakleide,
 In dem Herzen sitzt der wahre Ruhm.

(„An Exter, in Zweibrücken“, I, 30 ff., S. 37.)

Seinen Kopf achtet er für einen Pappensiel, wenn es die Rechte
 der Menschheit gilt:

O Schande Roms! Dass Nero kühl
 Das Blut der Bürger zapft' und zechte,
 O Schand! und doch so spät erst fiel!
 Allein, wann setzten je die Knechte
 Der Wollust ihren Kopf aufs Spiel?

(„An Exter, in Zweibrücken“, I, 30 ff., S. 36.)

Nur durch kluges Lob der Dichter sind die Fürsten zu bessern.
 Die kriechenden Schmeichler sind *die schlimmsten Thiere dieser
 Welt*, die zu Schurken werden, um Titel und Orden zu erlangen. Der
 Stolz der Hohen und Reichen ist ihm zuwider, ein wahrer Freund
 ist ihm lieber als die Gunst von hundert Machthabern:

Der übersilberte Lakai
 Besinnt sich, ob er einen Teller
 Mir reichen will? Denn keinen Heller
 Verschlägt ihm meine Reimerei.

(„An eine Dame an dem Hofe zu **“, II, 16 ff., S. 19.)

Nur um Wahrheit führt der Dichter Fehde, nicht um Gold,
 Titel und Ordenstern; seine politische Satire wurzelt in patriotischer
 Gesinnung. Volles Vertrauen setzt er in seinen König, der der
 Denk- und Pressfreiheit nicht mehr engherzige Schranken zieht:

..... Denn wer in Franken
 Nicht schwärmen darf, der mag's in Preussen thun.
 Die Meinungen und die Gedanken
 Lässt Friedrich gern auf ihrem Wert beruhn.

(„An den Herrn P. W.“, II, 123 ff., S. 133 f.)

In allen menschlichen Gesetzen steht Goekingk das Wohl des
 am höchsten. Zwang ist der Freiheit Gift und Tod („An
 gen, in Petershagen“, I, 3 ff., S. 14). Gegen Fürstenwillkür
 litische Barbarei richtet sich sein glühender Zorn:

Hätt' ich den Corsen helfen können:
 Die Corsen wären jetzt noch frei!
 So aber, hör' ich jetzt sie nennen,
 Wünscht' ich der Armen Sklaverei
 Bis diese Stunde nicht zu kennen.

(„An Kästner, in Göttingen“, I, 212 ff., S. 217.)

So lang er Wasser und Brot hat, bedarf er nicht der herablassenden Gnade eines stolzen Fürsten, die lockenden Reize eines Hoflebens können die Unabhängigkeit und Freiheit in seinem bescheidenen Landhause nicht aufwiegen, von diesem

. . . . schleudr' ich oft, ein echter Sohn des Teut,
 Auf das Tyrannenvolk, das barsch vom Thron gebeut
 Und wähnt, der Rest der Menschheit sei nichts nütze,
 Als Sklav' zu sein von ihrer Herrlichkeit,
 Der Wahrheit Donner und des Spottes Blitze.

(„An eine Dame an dem Hofe zu **“, II, 16 ff., S. 16.)

Mit so hoher Achtung er von dem Fürsten von Dessau spricht (II, 23), so verbittert ist er durch seine Eindrücke von jener Reise über Wolfenbüttel und Braunschweig:

In Frankreich suchte sonst der Schmeichler und der Duns
 Nur Goldsand in der Hippokrene;
 Wir hatten nie Auguste und Mäcene,
 Das was wir sind, sind wir allein durch uns.
 Ein wahres Glück! denn es ist mit der Kunst
 Wie mit der Tugend; wer nicht beide
 Um ihrer willen liebt, nur liebt um Fürstengunst,
 Der fühlt ihr Aeussres nur, nicht ihre innre Freude.

(„An den Herrn P. W.“, II, 123 ff., S. 132.)

Voll Zorn klingt schon in der ersten Epistel („An Goldhagen, in Petershagen“, I, 3 ff.) Goeckings vernehmliche Stimme, dass die Grossen kalt für Deutschlands Künste bleiben:

. . . . Zeigt mir doch
 Nur zehn Platonen, die mit Ehren
 Und frei, auch selbst am Hofe noch,
 Am Hofe grau geworden wären.
 Auguste hat es selten nur,
 Alfons' hingegen oft gegeben (I, 22).

Das sind Klage-töne, die schon bei Klopstock („Kaiser Heinrich“, „Unsere Fürsten“) dumpf grollten und in den Oden „Die Rosstrappe“, „Die Verkennung“ gleichzeitig mit Goeckingk weiter-

hallten, bis Schiller in seinem berühmten Gedicht „Die deutsche Muse“ mit Selbstbewusstsein ausrufen konnte, dass die deutsche Dichtung einen mächtigen Aufschwung ohne fürstliche Unterstützung genommen habe. Die törichten Verächter deutscher Tüchtigkeit wurden auch ausser durch Goecking durch die wohlgezielten Streiche des Göttinger Hains getroffen. Der von Klopstock ausgehende Einfluss des vaterländischen Ideals machte sich in diesen Dichterkreise geltend, selbst der zarte Hölty rafft sich zu einer patriotischen Ode auf („An Teuthard“) und trinkt jedem Fürsten Fluch, der uns die Freiheit raubt; J. M. Miller führt den Todesengel an das Lager eines Tyrannen, und F. Stolbergs wie Vossers Tyrannenhass steigert sich ins Ungemessene. Bei allen Göttingern zeigt sich, in wie naher Beziehung Goeckingks Freiheitsdurst und glühende Vaterlandsliebe zu ihnen steht. Dies werden auch die „Lyrischen Gedichte“ dartun.

Darstellungsmittel.

Die Verskunst und Reimtechnik bleibt in Goeckingks „Epistel“ dieselbe wie in den „Liedern zweier Liebenden“. Dagegen ist die Darstellung nicht so pointiert lebendig, sondern ruhiger und fließend, mehr geistreich spielend. Die Interjektionen dienen nicht in dem Masse wie früher zur Belebung des Stoffes, finden auch nicht mehr die allzu reiche Verwendung. Die poetische Tonmalerei tritt ebenfalls zurück; Wendungen wie:

Und, ohne Abschied, husch!
War er damit im Busch (I, 250)

oder:

Und dem Juchhei! in erschrock'nen Lüften
Dreissig Stimmen durch einander schrein (I, 39)

gehören zu den Seltenheiten. Ebenso lässt der Gebrauch von rhetorischen Fragen nach, die wir in den „Liedern zweier Liebenden“ vielfach beobachteten. Nur einmal (I, 73 f.) finden sie eine sogar übertriebene Verwendung.

Die Vorliebe für Metaphern kommt besonders in der Epistel von den Steckenpferden („An Rink, in Sondershausen“, I, 88 ff.) an der

Tag, wo zugleich die allegorische Form weitgehend durchgeführt wird. Abstrakte Begriffe setzt Goeckingk für konkrete, so: *Arglist*, *Reichtum*, *Dummheit*, *Stolz* für den arglistigen, reichen, dummen und stolzen Menschen. Auch werden die abstrakten Begriffe mit vielseitigem Leben ausgestattet. Die Arglist erscheint als Schmeichler mit freundlicher Geberde, die Dummheit als Müßiggänger mit dickem Bauch, die Schmeichelei als nächtlicher Räuber mit Dolch. Der Ueberfluss wirft seine Angel ins Meer der Freude, fängt aber nichts als Ekel, die Etikette stolziert im steifen Sonntagskleid oder kramt in einem Fass voll Komplimenten, der Schmerz frisst des Kranken Herz, der Hunger droht mit seinen nackten Zähnen Verderben, die Eifersucht leckt mit Schwefelflammen von allen Ecken an den Menschen heran oder verschlingt als Löwin den Menschen zum Raub. Vielfach wird auch wieder die Natur menschlich beseelt: Auen, Bäume und Blumen lachen und scherzen, und wenn der Dichter von Rosen und Röschen spricht, so sind junge Mädchen gemeint. Dazu kommen treffende Vergleiche. Der Fluss stürzt schadenhungrig wie ein Feind vom Berge, die Wut bläst in den Schaum leichenblasser Lippen, bis aus dem grimmen Mund Flüche und Schwüre auf den Untertan herabstürzen gleich schwerer Regenflut, wenn sich die Wolke im Sturm an den Klippen des Harzes bricht, oder jene Stimme, die einst zum Harfenspiel wie ein lauer West im leisen Lispel war, gleicht dem brausenden Meere.

Schliesslich sei noch erwähnt, dass Goeckingk in der Epistel „Goeckingk an Stamford“ (I, 241 ff.) auch das Traummotiv verwertete. Obwohl mit groben Pinselstrichen grelle Farben aufgetragen werden, fand daraus folgende Stelle doch Gleims ungeteilten Beifall:

Ich sprang den Hügel
 Im Hui! herab,
 Riss aus der Scheide
 Den Degen dir;
 Ins Eingeweide
 Stiess ich mit Gier
 Ihn dem Kroaten
 Dass selbst ihm aus
 Dem Kopf heraus
 Die Augen traten (I, 242 f.).

„Lyrische Gedichte“.

Goeckings „Lyrische Gedichte“ sind Lieder gemischten Inhalts. Nach künstlerischen Gesichtspunkten sind sie nicht geordnet, es erscheint aber die zu Grunde liegende chronologische Ordnung stellenweise durchbrochen, wenigstens im dritten Buche. Es werden Lieder von der frühesten Jugend bis zum hohen Alter geboten, ein Umstand, der den Gesamtwert schon sehr ungleich macht. Dazu fehlt der wirklich poetische Ausdruck und die lyrische Empfindung. Zu den besten Liedern gehört die „Ergebungs“ (IV, 246):

Bist du bestimmt zum Dulden:
 Wohlan! so duld', o Herz!
 Schmerz wider dein Verschulden
 Ist nur ein halber Schmerz (IV, 246).

Am schönsten sind die Naturlieder, von tiefer Empfindung zeugen die „Abenddämmerung“ (IV, 194) und das „Abschiedslied an den Rhein“ (IV, 278). Die meisten Lieder sind wieder bestimmten Situationen heraus gedichtet, die sich epistelartig, aber strophisch gegliedert, an bestimmte Personen richten, zuweilen sich ins Kleinliche nach Gleims Art verlieren. Volkstümliche Gebräuche und Erzählungen sind der Untergrund in den Gedichten „An das Rosenmädchen in Lichstedt“ (IV, 91) und „Aubry's Hund“ (IV, 261), deren Behandlung aber bereits auf das Gebiet der Ballade weist. Diese wird vertreten durch das „Wunderhemde“ (IV, 129 ff.) und „Die Kelle“ (IV, 177 ff.). In ihnen steht Goeckingk dem Schauerballadenton Bürgers näher als dem niedrig-komischen Bänkelsängerliede Gleims. Ueber die eigentümliche Entstehungsgeschichte der Ballade „Das Wunderhemde“ hören wir aus einem Briefe Gleims an Goeckingk¹⁾:

Diesen Winter war, bey unserm würdigen Dohmdechant, eine hübsche Frau, eine Witwe, zum Besuch, etliche Wochen von hier! Alle jungen Herren lagen auf den Knien vor ihr! Als sie wegreste, liess man lästert, mit Bedank, ein weisses schönes Hemde zurück; unser liebe Dohmdechant, liess Liebesgötter darauf malen, den einen mit einem Canone, den andern mit einem Husaren Sebel — den dritten mit einer Pistole, den vierten mit einem Pfeil, alle schiessend nach Flöhen — Man

1) Gleim an Goeckingk, Halberstadt, 9. April 1780.

sah ein Schlachtfeld, ein anderer Cupido suchte zu haschen eine floh — Kurz mein bester, unsre Dichter bekamen das Hemde zu sehen. Schmid machte die Flohjadg, eine comische Erzählung, sehr schön Jacobi, zwey Briefe, Vers und Prosa gemischt — ein dritter verschiedene kleine Gedichte, diese Spiele der Musen will unser Dohmdechant, der schönen Frau übersenden, mit jedem Posttag ein anderes.

Gleim fordert nun zu einem komischen oder satirischen Sinn-**gedichte** auf. Goeckingk lässt auch nicht lange auf sich warten und **schickt** sehr bald die genannte Ballade ab. „Die Kelle“ (IV, 177 ff.) **behandelt** eine schaurige Volkssage, die Goeckingk aus nächster **Nähe** aufgriff. Die Situation wird dadurch noch erhöht, dass der **Dichter** seinen Gästen an Ort und Stelle nahe bei Ellrich die **Schauerballade** vorführt. Ohne den moralisch-didaktischen Schluss **geht** es auch hier nicht:

Denn vorgetan und nachbedacht,
Wie wir zu oft vergessen,
Hat manchen in gross Leid gebracht (IV, 186).

Dieser Ton, an andern Stellen epigrammatisch zugespitzt, ist in den Gedichten vorherrschend. In dem Liede „Will auch 'n Genie werden“ (IV, 121) sind Wesen und Sprache der Sturm- und Drangzeit parodiert; andererseits wird auch die Empfindsamskeitsperiode verspottet durch das Gedicht „Der Empfindsame“ (IV, 200). „Die Barden“ (IV, 153) geniessen bei ihm gleichfalls kein Ansehen:

Edler dünkt mich's, Taten selbst vollbringen,
Als sie nur zu singen (IV, 154).

Ebenso denkt Goeckingk über das ihn tief durchdringende Freiheitsideal:

Den Pöbel blendet jedes falsche Licht;
Der Freiheit Name hat Gewicht
Für ihn, die Freiheit selbst, für Weise.
Der Schweizer, der so laut zu Hause prahlet, spricht
Mit seinen Consuln, ach! so leise!
Er beugt vor ihnen dreimal tiefer sich,
Als ich vor einem Fürsten mich,
Und was er ist, das muss er ewig bleiben.

(„An Herrn Hofrat von Köpcken“ IV, 196 ff., S. 198.)

Der Dichter macht hier keine leeren Worte. Was er sagt und fordert, setzt er persönlich in die Tat um, wie folgende Anekdote beweisen möge:

Recht harzisch grob war es doch von Goeckingk, dass er dem Herzog Karl von Württemberg, der ihn „Er“ nannte, den Rücken zukehrte und sagte: Ich kenne keinen Goeckingk, der Er heisst¹⁾.

Als Dichter tritt er für den Kampf um Freiheit ein, Gleim ruft er zu:

Wer hat für Freiheit, unser höchstes Gut,
 Noch je zu viel getan, noch je zu viel geboten?
 So habe denn auch Alexanders Muth:
 Zerhaue du den oft verschlung'nen Knoten!
 Dann sieh den Erdball an, wie ein Spital
 Völl siecher Narren, Freund, gepflegt von den Gesunden.
 Sei Arzt darin! So hast du auf einmal,
 Was diese Welt gewähren kann, gefunden.

(„Antwort an Gleim“ IV, 230 ff., S. 232 f.)

Ein Zorngedicht auf Despotenwirtschaft im scharfen Abriss ist die von einem gesunden, frischen Ton durchzogene „Parforce-Jagd“ (IV, 71 ff.). In den Entstehungsjahren der „Lieder zweier Liebenden“ gedichtet, steht das Lied, soweit es die poetische Lautmalerei anbelangt, unter dem Einflusse von Bürgers „Lenore“. Freilich können die ersten äusseren Anregungen zu Lautbildern von Michaelis gekommen sein; man vergegenwärtige sich aus dessen Fabel „Taube und Biene“:

Pick! sticht's ihm in die Hand.
 Puff! geht der ganze Schuss daneben.

Goeckingks vom Freiheitsideal glühendes Herz hasst geknechtete und in der Gesinnung geknebelte Untertanen, die sich für Geld von ihren Fürsten nach England verkaufen lassen („Golddurst“ IV, 159 ff.). Mit bitterem Hohn und sozialem Scharfblick sieht auf das arme Germanien, das in seinem weiten Boden nicht ein Plätzchen für den Sarg eines Juden übrig hat. Schimpf und Schande auf die nicht nach Ruhm, sondern nach Gold gierig Deutschen, von denen es im Sprichwort heisse: *Was thut Deutsche nicht für Geld!* (IV, 159). Hier vernehmen wir Dichter, der sich vom hohlen Bardengeschrei freihält und wahren, echten Patriotismus im edlen, sittlichen Zorn kämpft

¹⁾ Vgl. Weber, Bd. 4, S. 115.

Muss darum sich dein schlanker Sohn,
 Klopffechtern gleich, für einen Fremdling raufen?
 Und ach! zu eines stolzern Volkes Hohn
 Sein tapfres Blut für theures Brot verkaufen? (IV, 159).

Seine politische Gesinnung legt Goeckingk in dem „Herbst-
 lied“ nieder:

Süss mag es sein, fürs Vaterland
 Als Held zu sterben mit Freuden;
 Doch haben wir so viel Verstand,
 Um Fürstengeiz und Vaterland
 Ein wenig zu unterscheiden (IV, 175).

Deshalb hat er für die aus Eigennutz und Gewinnsucht an Eng-
 land verkauften Deutschen nicht elegische Klageöne, sondern feuert
 sie an in seinem „Kriegslied eines Provinzials“ (A 80, Bd. 3,
 S. 75 ff.), mit den gegen Macht und Willkür kämpfenden Ameri-
 kanern Schulter an Schulter zu gehen. Hier äussern sich Gefühle,
 die Goeckingk nicht einmal in den „Liedern zweier Liebenden“
 hatte unterdrücken können:

O! weiches Nantchen! alles Blut
 Muss mit der Gall' ein Herz durchwühlen,
 Wenn Fürstengroll und Uebermuth
 Mit Menschen, wie mit Fliegen spielen (III, 87).

Gegen die damalige Adelswirtschaft wendet sich sein „Junker
 Franz“ (IV, 88 ff.) und sein „Wiegenlied für die süssen Herren“
 (IV, 78 ff.), ein Gegenstück zu Michaelis' „Wiegenlied für unsere
 Schönen“¹⁾, gegen die adeligen Herrchen, das, von Goethes Offen-
 bacher Freund André mit entsprechender Komposition versehen, in
 dessen „Liedern und Gesängen beim Klavier“ eine Stelle fand²⁾. Die
 Gattungen, die ein dichterisches Pathos erfordern, sind unserm
 Dichter weniger gemäss. Er versucht sich in der Elegie, unter
 denen die „Auf Bürgers Tod“ (III, 177 ff.) die beste ist, findet in
 schmerzlicher Veranlassung auch einen tief empfundenen, zu Herzen
 gehenden Ausdruck, doch fehlt dem Ganzen der hohe poetische
 Schwung.

1) Vgl. Michaelis. Bd. I. S. 53.

2) Zu Goeckingks Liedern gibt es 20 Kompositionen.

Allgemeines.

Welche Stellung Goeckingk als Dichter in Deutschland seiner Zeit eingenommen hat, erläutert die geistreiche Henriette Herz¹⁾:

Man darf sich das Aufsehen, welches Goeckingk in der Zeit vor dem Auftreten der Koryphäen unserer Dichtkunst bei dem gebildeten Publikum erregte, nicht als ein geringes denken. Die gewandte Form und die Tiefe und Zartheit der Empfindung in den „Liedern zweier Liebenden“ hatten ihn mir nicht weniger als der ganzen Lesewelt jener Zeit werth gemacht, und seine damals berühmten „Episteln“, in welchen Feinheit der Beobachtung mit Gefühl und Anmuth wetteifern, mich geradezu entzückt.

Dass sich die leichten Weisen seiner sangbaren Lieder wirklich in einer grossen Beliebtheit erfreuten, zeigt folgende Notiz über das Kloster in Hildesheim 1803²⁾:

Am Fronleichnamfest war den Nonnen gestattet, Gesellschaft beiderlei Geschlechts bei sich zu sehen. Mehrere junge musikalische Leute belebten das Mahl durch ihr Talent. Sie spielten auf ihren mitgebrachten Instrumenten auch das Goeckingksche Lied: „Lasst die Politiker nur sprechen“, und alle Nonnen, 22 an der Zahl, wussten es auswendig und sangen es mit Begeisterung mit.

Noch bei Goeckingks Tode konnte man in den ehrenden Nachrufen lesen, dass seine Lieder Volkslieder geworden seien. Für die heutige Zeit ist Goeckingk leider vergessen. Schönere Lieder haben seine Gesänge verdrängt, und der letzte Rest „Auf der Stelle, wo Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen blieb“ (IV, 144 ff.) ist als den Frieden der Konfessionen störend zur Zeit des Kulturkampfes für Preussische Schullesebücher auf den Index gesetzt worden. Aus jedem Gedichte Goeckingks spricht seine Seele. Dabei verliert sich der Dichter aber teilweise in familiäre Verhältnisse, die bei ihrem Erscheinen schon nicht das Interesse weiterer Kreise finden konnten, sondern nur dasjenige weniger Freunde. Aber eben auch nur für diese sind die Gedichte geschrieben. Und da sie dem Herzen Goeckingks am nächsten standen, hat er sie auch in seine Sammlungen aufgenommen. Sie packen den Leser nicht, aber wegen ihrer

1) Vgl. Herz, S. 198 f.

2) Diese Bemerkung hat dem Verfasser in Abschrift ohne Quellenangabe auf dem Archiv des Königl. Kammerherrn v. Goeckingk in Wiesbaden vorgelegen.

Natürlichkeit, die vielen Erzeugnissen der Zeitgenossen fehlt, verdienen sie doch die Beachtung des historischen Betrachters. Nie hat Goeckingk einem bestimmten Dichterkreise angehören wollen. In Dichtung und Anschauung berührte er sich am engsten mit seinem Freunde Bürger, und wie dieser in einem gewissen Abstände steht von dem Göttinger Hain, so ist auch Goeckingk nicht eigentlich dem Halberstädter Dichterkreis zuzurechnen. Mit Bürger wendet er gänzlich der Odendichtung Klopstocks den Rücken und neigt mit ihm zum volkstümlichen, sangbaren Lied. Die ersten Anregungen zur Volkspoesie sind ihm von Gleim gekommen. Von Halberstadt her verwandt mit Wielands Poesie und Philosophie, steht Goeckingk von vornherein in einem gewissen Gegensatz zu Klopstock als dem Vertreter der ernsten und religiösen Dichtung. Ferner sieht er in den Göttingern vor allem Bardensänger, die Mitglieder des Hains führen Bardennamen, parodieren Goeckingks Lehrer und Freund G. Jacobi und verbrennen Wielands Schriften. Goeckingk aber fordert nicht das Verherrlichen des Ruhms und der Stärke einer vergangenen Zeit, sondern sicheres Erfassen der Wirklichkeit. Taten sollen erst wieder vollbracht werden, dann finden sich auch begeisterte Sänger. Deutschtum verlangt Goeckingk, nicht Deutschtümelei. Es darf aber nicht übersehen werden, dass der leicht fließende, ungebundene Epistelton Goeckingks dem schwungvoll und würdig empfundenen Ausdruck und der zu fester Form gebundenen Rhythmik der Ode nicht gewachsen ist. Keiner Schule ist Goeckingk beizuzählen, er selbst wollte auch keiner angehören. Sein Schaffen beruht vielmehr eher auf dem Zusammenwirken der von Klopstock und Wieland ausgehenden Einflüsse, die durch ältere Dichter erheblich verstärkt werden. Wohl hat Goeckingk Anläufe zur glühenden Begeisterung des Göttinger Bundes, aber nicht die kühne Phantasie; auch an hingebender Liebe zur Natur und an volkstümlicher Kraft fehlt es ihm nicht. Was die Göttinger behutsam verdecken, sagt Goeckingk offen heraus. Rücksichtslos stellt er sich hinein ins öffentliche Leben mit seinen satirischen Ausfällen, um auf die moralische Gesinnung der Menschheit erzieherisch zu wirken. Die Satire beherrscht Goeckingks gesamte Poesie, die „Lieder zweier Liebenden“, „Episteln“, „Lyrischen Gedichte“, sogar die „Schlittenfahrt“. Mit der Form weiss die Kunst des Dichters

den Inhalt innig zu verschmelzen, und seine Poesie erhält durch diesen glücklichen Einklang ihr selbständiges Gepräge. Von dem wirklich Bedeutsamen seiner Zeit wird Goeckingk nicht erfasst, erhaben ist er aber über ihre Schwächen. Der Verkündiger des Prinzips der Geniezeit Unzer hat ihm persönlich nahe gestanden, doch ganz unberührt gelassen. Im Epigramm wird er nicht etwa durch Lessing, sondern durch Kästner angezogen. Als Nachahmer zu gelten, ist ihm ein unerträglicher Gedanke. Der Epistel nimmt er sich an, weil in dieser Gattung von den Deutschen noch nicht geleistet war. Nicht an Kraft mangelt es seinem Talent, sondern an Ausdauer. Aus der Stimmung heraus wird ein poetisches Produkt hingeworfen. Deswegen arbeitet er die Dramen nicht um; wie sa wird ihm die „Schlittenfahrt“, wie muss Bürger drängen! So bleibt Goeckingks Verhältnis zu den Göttingern literarisch mehr äußerlicher Natur. Mit Bürger verbindet ihn herzliche Freundschaft, mit Voss das Interesse für den Musenalmanach. Immer werden wir nach Halberstadt gewiesen. Die „Episteln“, „Lieder zweier Liebenden“ und „Sinngedichte“ wandern zur Beurteilung an Gleim und Klamer Schmidt, deren eingehender Kritik namentlich die ersten poetischen Versuche unterliegen. Dies ist aber nur im freundschaftlichen Sinne geschehen. Hätten nämlich jene Männer Goeckingk zu den Ihrigen gezählt, dann wären zweifelsohne Goeckingksche Gedichte in ihr Bundesbuch, die Büchse, übergegangen. Jedoch wird Goeckingk dem geistreich spielenden Tone der Halberstädter mit der Zeit gefügiger, und das konnte für seine Epistelpoesie nur segensreich sein, deren ernste Sprache nunmehr als Vorzug und selbständige Manier gegenüber den französischen Epistolographen erscheint. Am kräftigsten kommt in seinen Gedichten die gesunde sozial-politische Gesinnung zum Ausdruck. Hier findet er als erster Töne über jenen schändlichen Menschenhandel deutscher Fürsten, die in der Kammerdienerszene von „Kabale und Liebe“ wiederklingen und in Schubarts Zorn- und Rachegefühl ihren Höhepunkt erreichen.

a di
 trach
 zureh
 erweil
 lehrt
 Dem F
 em
 bei po
 1)

Kapitel 3.

Der Umschwung (1781—1786).

Seit der grossen Bildungsreise durch Süddeutschland war Goeckingk vollkommen klar geworden: entweder könne er nur Dichter oder nur Staatsbeamter sein. Trotz der in Berlin abgelegten Prüfung wurde er in der Beförderung übergangen, und nun suchte er durch Verwirklichung von Projekten sich unabhängig zu machen. **um** bei einem genügenden Auskommen auf den Staatsdienst zu verzichten. Dann hätte der kühne und fortschrittliche Goeckingk so **ganz** nach seinem Wunsche dem Allgemeinwohl dienen können. **Noch** als Landrat in Wernigerode muss er Schütz, dem Gründer der „Allgemeinen Literaturzeitung“, klagen:

Wer hat in meiner Recension die Stelle weggestrichen, dass der Minister Zedlitz dem Böckel, der das Einsalzen der Heringe erfand, ein grösseres Verdienst als Dichtern und Philosophen zugeschrieben hat? Ist das nicht eine von Zedlitz selbst gedruckte Wahrheit? Und was geht Z. der Literatur-Zeitung an? Oder wollten Sie gern einen Mann aus Grossmuth schonen, der es um Sie am wenigsten verdient hat?¹⁾

Bei solchen Anschauungen ist es kein Wunder, dass Goeckingk **in** den letzten Ellricher Jahren den Musen nur noch geringe Opfer **brachte**. Reich an praktischen Erfahrungen und niedergeschmettert **durch** Schicksalsschläge, hatte er nun jahrelang nichts gereimt, nur **zuweilen** etwas Prosaisches geschrieben. Mit Elise v. d. Recke **kehrt** dann wieder eine frohe Stimmung in Goeckingks Haus ein. **Dem** heitern Familienverkehr widmet er seine freien Stunden, und **wenn** die Reichsgräfin nicht mehr zu Besuch weilte, sollte wieder **das** poetische Schaffen beginnen. Doch da blieb es dann bei dem

1) Vgl. Schütz, Bd. 2, S. 111.

Wollen. Seine Zeit war durch neue Ideen in Anspruch genommen, und das Dichten wurde in den Hintergrund gedrängt:

Mit Ruh' und Leyer, meinen Schätzen,
Lief ach! das Glück nun querfeldein.
Umsonst ist's, dacht' ich, nachzusetzen,
Du holst es doch nicht wieder ein.
Ich sah ein Heer von Sorgen kommen,
Das schob sich zwischen mich und sie.

(„Antwort an Herrn von Hess“ II, 188 ff., S. 190.)

Zweite Ehe.

In dem gesamten Briefwechsel Goeckingks ist keine Stelle zu finden, die darauf hinwiese, dass wenig fehlte,

so hätte sich auch bei ihm das tragische Schicksal Bürgers wiederholt, durch die im täglichen Verkehr einer gemeinsamen Häuslichkeit aufkeimende Liebe zur jüngeren Schwester seiner Frau in die qualvollsten Conflictte gestürzt zu werden, — einer Gefahr, welcher er vielleicht nur durch ein grösseres Mass von Selbstbeherrschung und Gewissenhaftigkeit seines minder leidenschaftlichen Temperaments entging¹⁾.

Diese Ansicht teilte auch Sauer²⁾, indem er für Bürger noch gleichzeitig Sprickmann heranzog, später drückte er sich jedoch vorsichtiger aus. Aber selbst wenn man mit ihm³⁾ die bei Strodtmann gedruckten Briefe Goeckingks aufmerksam liest, ist die Folgerung doch unberechtigt, dass sich im Dichterhause zu Ellrich ähnliche innere Kämpfe abspielten, wie in dem zu Wöllmershausen. In das unselige Verhältnis des Amtmannshauses, das Sprickmann kannte, Boie vielleicht ahnte⁴⁾, wurde auch Goeckingk eingeweiht, dessen Antwort auf das anvertraute Geheimnis verloren gegangen ist⁵⁾. Einen Rückschluss aber dürfen wir machen durch Bürgers Antwort vom 12. November 1779:

Schwerlich ist es zwischen Euch und Euer Malchen zu so deutlicher Erklärung gekommen als zwischen uns beiden⁶⁾.

1) Vgl. Bürger, Politik, Bd. 1, S. 217.

2) Vgl. Bürger, Sauer, S. 17.

3) Vgl. Sauer, Bd. 3, S. 426.

4) Vgl. Bürger, Sauer, S. 19.

5) Ob dieser Umstand zu Bedenken berechtigt, mag dahingestellt sein.

6) Vgl. Sauer, Bd. 3, S. 427.

In Goeckings Leben ist der briefliche Verkehr mit Bürger schwer verständlich. Der Dichter hat, nach seinem gesamten Briefwechsel zu urteilen, im Briefstil unter einem unerklärlichen Einflusse Bürgers gestanden. Es ist ja üblich, dass man in seinen freundschaftlichen Briefen sich dem Charakter des Freundes anpassen sucht, und der Ton, den Goecking etwa gegen Gleim und Kl. Schmidt anspricht, ist auch verschieden, aber die zum Teil ekelhaften und frivoler Weise die häuslichen Verhältnisse behandelnden, burshikosen Darstellungen in den Briefen an Bürger sind an dem vornehmen Goecking unbegreiflich. Wir hätten nicht erst nach diesem brieflichen Verkehr mit Bürger bei aufmerksamem Lesen nach einer Amalie betreffenden Aeusserung zu suchen, sondern müssen uns vielmehr sehr wundern, dass jegliche leichtfertige Bemerkung fehlt; und fände sich deren eine, so würden wir ihr doch keine Bedeutung beimessen dürfen. Goeckings Verhältnis zu Amalie ist zweifellos stets rein gewesen, und wenn er nach Bürgers obigen Worten darauf hinweist, so tut er dies nur, um ihm zu trösten. Mit vollem Recht dürfen wir dagegen annehmen, dass Goecking an Pfeffer Wort für Wort die Wahrheit schreibt¹⁾:

Meine zweite Frau ist ein Vermächtniss der ersten, das sie auf dem Sterbebette meinen Händen übergab, ihre einzige Schwester, eine vater- und mutterlose Waise, die schon sechs Jahre bei mir in Kost gewesen war.

In den wenigen Worten zeigt sich ein treues Bild, wie es in Goeckings Hause zugegangen war. Den aufblühenden, lockenköpfigen Knaben pflegte Amalie mit gleicher Liebe wie die dahinsiehende Schwester, sie war in den Tagen tiefster Betrübniß des niedergeschlagenen Dichters tröstende Begleiterin, die in der Reihe von Jahren die Vorzüge dieses Mannes schätzen, seine Schwächen ertragen gelernt hatte. Mit ihr begründete Goecking ein neues häusliches Glück am 30. August 1782.

Erziehungsanstalt für junge Frauenzimmer.

Durch diese Verbindung erwachte auch wieder Schaffensgeist in dem Dichter. Er ordnete die „Prosaischen Schriften“ und versuchte die darin enthaltene „Bürgermeisterwahl“ zu überarbeiten.

1) Goecking an Pfeffer, Ellrich, 10. April 1783.

Der leichthoffende Goeckingk beschäftigte sich ferner mit dem „Plan der Errichtung einer Erziehungsanstalt für junge Frauenzimmer“. Des Lebens in Ellrich war er satt und überdrüssig geworden. Zwar hatte er nur noch einen Vordermann zu der Kriegsratstelle in dem Verwaltungsbezirk des Ministers v. d. Schulenburg, aber selbst diese Aussicht machte ihm keine Freude, da er mit den Jahren immer unfähiger wurde, *Subaltern von Schurken und Dummköpfen zu sein*¹⁾. Die Idee zu einer Erziehungsanstalt hatte ihn schon seit 1777 bewegt und gelangte nun zur Reife. J. H. Campe, der durch die Bearbeitung von Rousseaus „Emile“ die pädagogische Frage allen Schichten des Volkes nahe gebracht hatte, stand mit Goeckingk im regen brieflichen Verkehr. An allen Orten tauchten Entwürfe über neu zu errichtende Anstalten auf. Bei seiner Reise von Berlin über Dessau hatte Goeckingk das durch Basedow gegründete Philanthropin kennen gelernt, dessen eifrigem Mitarbeiter Wolke er mehrmals Beiträge für die pädagogischen „Unterhaltungen“ schickte²⁾. Mit dem Hauptmann v. Wurmb³⁾, seinem einzigen Freund noch in dortiger Gegend, wollte nun Goeckingk ein Institut auf dem Schlosse zu Gröningen anlegen. Er arbeitete den Plan, der noch gedruckt aus dem Jahre 1783 vorliegt, aus und reichte ihn dem Minister v. Zedlitz ein. Der Entwurf verfolgte den von Rousseau ausgehenden und von Basedow in seinem „Methodenbuch“ niedergelegten Gedanken, die Bestimmung des Weibes im Leben für den Mann und die Familie zu sehen. Anfangs hatten die beiden Männer 3000 Taler zu dem Unternehmen bestimmt, und sie wollten den König bitten, ihnen die übrigen 3000 Taler vorzuschüssen, wofür zwei arme Offizierstöchter frei beköstigt, gekleidet und erzogen werden sollten. Dies widerriet aber v. Zedlitz. So brachten sie auch dies Kapital zusammen, und da v. Wurmb aus dem Schwarzburgischen war, liess er das Gesuch an den König abgehen. Doch in den

1) Vgl. Strodtmann, Bd. 3, S. 109.

2) Für solche Zwecke war auch Goeckingks Romanze „Franz und Fritz“ bestimmt (vgl. „Lieder für Kinder aus Campes Kinderbibliothek mit Melodien, bey dem Klavier zu singen“, von J. F. Reichardt, Hamburg 1781, Bd. 1, S. 24).

3) v. Wurmb wohnte auf Wolframshausen und ist der Bruder von Schillers Schwiegermutter, der Frau v. Lengefeld.

ersten Tagen des Jahres 1783 erhielten sie schon abschlägigen Bescheid. Durch ihn liess sich aber Goeckingk nicht entmutigen, und er wandte sich bald einem anderen Unternehmen zu.

„Journal von und für Deutschland“.

Bereits am 4. Juni 1783 übersandte er Bürger die Ankündigung zu einem „Journal von und für Deutschland“, die auch Schillers ganzen Beifall fand¹⁾. Dieser weit angelegte Entwurf hatte ihn ebenfalls seit der Reise durch Süddeutschland beschäftigt. Eine Druckerei zu dem Zwecke anzulegen, war diesmal von der Zensur beanstandet worden. v. Bibra²⁾, ein Freund Goeckingks, war von vornherein Mitberater bei Herausgabe des Journals gewesen, im Frühling besuchte er ihn auf einer grösseren Reise in Ellrich, und er erwog mit ihm bei dieser Gelegenheit manche Einzelheiten des Unternehmens. Goeckingk bot bei einer so breit angelegten Zeitschrift, die zunächst im Selbstverlage erschien, eine grosse Zielscheibe für die mannigfachsten Angriffe. Da wurde ihm nun v. Bibra ein willkommener Mitarbeiter. Dieser leistete auf allen Ueberschuss Verzicht, konnte durch die südlichen Korrespondenzen und Versendungen vieles ersparen und vor allem flösste seine Teilnahme den katholischen Gegenden ein wohlwollendes Entgegenkommen für das Journal ein³⁾. Daher hiess es beim ersten Jahrgang schon vom 7.—12. Stück auf dem Titel: „Herausgegeben von dem Domcapitular und Präsidenten Frhr. v. Bibra und dem Canzley-Direktor und Legationsrath Goeckingk“. Ausser einem beträchtlichen Verlust von 1200 Talern blieben auch Goeckingk nicht Unannehmlichkeiten erspart. Schon wegen einer Notiz im 1. Stück hatte er mit einem Geistlichen, namens Bobrick, Aerger⁴⁾. Durch den Aufsatz eines Mainzer Bericht-

1) Schiller an Goeckingk, Mannheim, 23. August 1784 (in Jonas' Ausgabe der Briefe Schillers, Bd. 1, S. 206).

2) Philipp Anton Freiherr v. Bibra (1750—1803) bekleidete verschiedene Würden im Dienste der katholischen Kirche.

3) v. Bibra an Goeckingk, Fulda, 10. Juni 1784.

4) Vgl. Bobrick.

erstatters, den Goeckingk ohne Bedenken einrückte¹⁾, fühlte sich die katholische Regierung von Mainz beleidigt und erhob in Berlin Beschwerde. Den Verfasser des Artikels, einen Mainzer Beamten und Vater einer grossen Familie, wollte Goeckingk nicht verraten und dadurch unglücklich machen, trotzdem ihm mit den höchsten Strafen gedroht wurde. Schliesslich wirkte der Minister v. Herzberg dahin, dass Goeckingk mit der Erklärung, das Journal aufzugeben, davonkam. v. Bibra entschloss sich nun, im Sinne Goeckingks es weiterzuführen, vorausgesetzt, dass er in jeder Weise auf ihn rechnen könne, in Wirklichkeit gab er aber nur seinen Namen her. Denn v. Bibra schreibt am 17. Januar 1785:

Ich weiss ganz gewiss, dass verschiedene Klöster, geist- und weltlicher Katholiken blos aus dem Vorurtheil das J.[ournal] v.[on] Deutschland sowohl als Schl[özers] Staatsanzeigen, D.[eutsche] M.[onatschrift] nebst anderen Schriften deshalb nicht halten, weil die Herausgeber Protestanten sind. Vielleicht kann ich, wenn ich mich als Herausgeber bekenne, in manches Finstere Euer Licht schaffen. Ich schreibe diess aus Ueberzeugung. Das Sie mir alle Aufsätze der Sprache und Orthographie nach berichtigt zusenden wollen, dadurch verbinden Sie mich.

Am 31. Januar 1785 berichtet er:

Gestern erhalte ich beyliegenden Brief von G[rattenuer]. Sie haben also jetzt die Sache wieder auf dem ersten Standpunkt, und bleibt also bey Ihnen unter d. 13ten Jan. mir gemachten Vorschlag²⁾, an dem ich nichts weiter auszusetzen habe, als das nur Ihre vertrautesten Freunde darum Wissenschaft haben sollen. Auch diese, mein Theuerster, dürfen es nicht wissen. Meine Ehre würde zu viel dabei risquieren. Die Beyträge müssen ein für allemal direct an mich eingesandt werden, die ich auswählen nach meinem Wohlgefallen umändern und mit Anmerkungen versehen, als dann aber Ihnen zur Umarbeitung, Sprach und Orthographie Berichtigung, Copiirung p.p. zusenden werde.

In dem Briefe vom 12. Februar 1785 lautet eine Stelle:

Also lassen Sie ja um des Himmelswillen Ihr Erbieten die Beyträge ferner für das Journal zu befördern in seiner Kraft. Nur die Bekanntmachung auch die vertrauteste, dass Sie noch wirklich der Herausgeber sind, kann ich nicht wohl ohne Nachtheil meiner Ehre bestehn.

1) Im 4. Stück, S. 337 ff.: „Wallfahrt nach Waldthürn“.

2) Die Briefe Goeckingks an v. Bibra sind nicht aufzufinden. Es ist anzunehmen, dass v. Bibra sie vernichtet hat, da sie geeignet waren, seine persönliche Stellung in Angelegenheiten des Journals einmal ans Licht zu bringen.

Dieses Verhältnis bestand mit Sicherheit bis Ende 1786, wo v. Bibra über Goeckings Fleiss in der Durchsicht der Beiträge erstaunt ist. Vom 18. November 1786 bis 5. November 1790 fehlen die Briefe, und in diesem ersten Briefe nach der Lücke ist v. Bibra alleiniger Herausgeber. Weitere Schlüsse lassen sich für Goecking nicht ziehen, es hat aber nicht geringe Wahrscheinlichkeit, dass dieser, in seiner Stellung als Kriegs- und Domänenrat durch den Staat vollauf in Anspruch genommen, 1787 mit dem Rücktritt von dem Hamburger Musenalmanach auch die Beteiligung am „Journal von und für Deutschland“ aufgegeben hat.

Dieses kam zuerst 1784 zu Ellrich heraus in 12 Stücken und einem Supplementheft. Breit wie das Ganze angelegt war, enthielten die ersten 4 Stücke über 20, das 2. sogar 30 verschiedene Rubriken nebst einer jedem Stück beigegebenen Komposition zeitgemässer Lieder. Mit dem 5. Stück trat, nicht zum Schaden des Journals, eine äussere Begrenzung ein, weil, wie sich voraussehen liess, die für einen Jahrgang veranschlagten 3000 Taler nicht ausreichten.

Es erschienen in dem Journal die ersten 4 Gesänge von Bürgers Uebersetzung der Ilias in Hexametern¹⁾, Ankündigungen auf dem Gebiete der Literatur usw. Die aus den grösseren Städten Deutschlands dargebotenen Spielpläne geben einen Ueberblick über die Theater, und die an verschiedenen Orten gestellten Preisfragen von wissenschaftlichem Wert sind in einem gesonderten Abschnitte zu finden. Spiessbürger erhalten hinreichende Mitteilungen von Heiraten, Geburten, Todesfällen, Beförderungen und Dienstentlassungen, Erlassen und Warenverboten, Konkursen und Getreidepreisen, Spitzbuben und Betrügern. Eine historische Chronik bringt Lokalnachrichten aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands. Unter denselben Gesichtspunkt lassen sich auch die „Auszüge aus Briefen“ und die „Charakteristischen Züge“ bringen, die neben den mit dem 3. Stück beginnenden „Reisebeschreibungen“ den breitesten Raum einnehmen. Diese Artikel haben zum Teil aggressive Tendenzen und dienen der Aufklärung. Der grossen Menge werden die Verhältnisse Deutschlands in der Absicht vor Augen geführt, be-

1) Minor (*K. D. N.*, Bd. 73, S. 131) spricht versehentlich von „Bürgers Jambenübersetzung“.

lehrend und abschreckend durch Beispiele zu wirken. Die Ueberbleibsel des Aber- und Wunderglaubens werden durch lächerliche Besprechungen zu verdrängen gesucht. Das Ordenswesen wird grell beleuchtet, mit berechtigter Erbitterung gegen Intoleranz vorgegangen, die Hexenprozesse werden gebrandmarkt. Bei solcher Gelegenheit wird auf Friedrich v. Spees „Cautio criminalis“ aufmerksam gemacht und auf das Buch und seinen Verfasser näher eingegangen. Auch Ansätze zu den später von den Romantikern verbreiteten Anschauungen fehlen nicht. Einer eingehenden Besprechung werden nämlich Funde aus alter Zeit unterzogen, im 10. Stück findet sich sogar eine besondere, ausführliche Beschreibung über die bei Königen entdeckten römischen Altertümer. In warmer Verehrung werden mittelalterliche Gemälde religiöser Darstellungen besprochen, und Anfragen über Belustigungen des deutschen Volkes und seine alten Bräuche werden unter reger Teilnahme beantwortet. Von Goeckings eigenen Arbeiten für das Journal sind nur zwei Beiträge bekannt: „Ueber den Vorschlag zu einer deutschen Nationalkleidung“ und „Biographische Nachrichten von dem Fräulein Therese von Paradis“, denen kein besonderer Wert beigemessen werden kann.

Das Journal entspricht seinem Inhalte nach ganz dem Wesen Goeckings. Seine moralisch-didaktische Tätigkeit ist eng mit den moralischen Wochenschriften verwandt durch die Forderung der Selbständigkeit, der geistlichen und sittlichen Hebung des Volkes und Verbreitung gesunder Lebensanschauungen. Die ursprüngliche Aufgabe dieser vielgelesenen Wochenschriften wird von Goeckingk erweitert, auch weiss er sich dem Geschmack seiner Zeitgenossen anzupassen, deren Interesse auf dem Gebiete der Literatur und Pädagogik liegt. Bei fortschrittlichen Richtungen soll durch Lebenserfahrung, wie schon der Titel sagt, sittliches und nationales Leben gefördert werden.

Elise v. d. Recke.

Bei diesen ernsten Arbeiten wurden die Erholungsstunden des Dichters durch angenehmen Besuch erheitert. Elise v. d. Recke, geborene Reichsgräfin von Medem, hatte schon seit längerer Zeit mit Goeckingk brieflich verkehrt. Aus Gesundheitsrücksichten suchte

sie im Jahre 1784 Karlsbad auf, begleitet von ihrer Freundin Sophie Becker, die später Goeckingks Vetter Schwarz ¹⁾ heiratete, Julie Reichardt als zweiten Gesellschafterin und ihrem Arzt, dem Hofrat Lieb. In Halle hatte sich ihnen der Maler Johann Christian Reinhardt angeschlossen. Da die Kur im nächsten Jahre wiederholt werden sollte, nahm diese Reisegesellschaft Goeckingks Einladung, den Winter auf seinem Landhause Wülferode zu verleben, dankend an. Die schönen Herbsttage wurden noch zu mannigfachen Ausflügen benutzt. Bald war das Ziel die nahe gelegene Kelle, bald das eine Stunde entfernte Kloster Walkenried, bald sogar Göttingen, wo bei Bürger mit Kästner und Dieterich schöne Tage verbracht wurden. Aber auch in Wülferode entwickelte sich ein reges Treiben, und obwohl es in der Seele des angenehmen Wirtes nicht hell war, trug er doch die Miene des frohen Mannes zu Schau. Als einmal ein Brief aus Berlin eintraf, der in der Mainzer Angelegenheit vermutlich Unangenehmes brachte, legte er ihn ungeöffnet beiseite mit den Worten: „Hört, Freunde, heut Abend lasst uns noch einmal froh beim Punsch zusammensein. Wer weiss, ob ich es morgen noch sein kann!“ Da zeigte sich der gemütvollste Dichter als vortrefflicher Mensch, der nie seine Mitmenschen den in seiner Seele brennenden Schmerz fühlen liess. Sophie Becker schrieb über ihn in ihr Tagebuch ²⁾:

Ich sah nie einen festeren Charakter. Es ist mir ein Rätsel, was das Herz so gewaltig für Goeckingk einnimmt. Seine Gestalt ist so wenig die schönste als sein Gesicht, und doch liegt etwas so Anziehendes in seiner Person. Das Tiefe und Melancholische in seinem Auge fesselt mich wohl am meisten.

Tiedge erblickte in Ellrich die lange Gestalt Goeckingks nur immer im raschen Gang, den Kopf stark vorwärts geneigt, ein Umstand, der auf seine Ungeduld deute, die, verfolgt von dem kleinstädtischen Lebensverkehr, nicht anders als in fliehender Stellung erscheinen konnte. Vollkommen zutreffend charakterisiert den Dichter Schröders Biograph Fr. W. L. Meyer, der sich zu Bürger

1) Joh. Ludw. Georg Schwarz, geb. 1759 in Halberstadt, gest. 1830 als Direktor des Stadt- und Landgerichts in Halle a. d. Saale.

2) Vgl. Recke, S. 70.

äusserte: „Goeckingk ist ein leichthoffender und leichtversprechender Mann, doch ehrlich, gutmütig und dienstfertig“¹⁾.

Zu anderer Zeit bekam ihn die Reisegesellschaft in einer Woche kaum einmal zu sehen, so sehr war er mit Journalarbeiten überhäuft, liess sich aber eine Morgenstunde entbehren, dann gehörte sie den beiden Kurländerinnen. Diese machten über das Weihnachtsfest eine Reise nach Weimar. Als sie zurückkehrten, fanden sie am 3. Januar geborenes Söhnchen Goeckingks vor, das den Namen Karl Heinrich Aemilius erhielt. Schon am 16. Juli 1783 hatte ihm seine Gattin eine Tochter Johanna Amalie Wilhelmine geschenkt. Da Goeckingk am 19. Januar wegen des Mainzer Aufsatzes sich in Halberstadt zu verantworten hatte, begleiteten die Kurländerinnen und besuchten zugleich Vater Gleim. Ende Februar reiste Elise v. d. Recke mit ihrer Begleitung wiederum auf kurze Zeit nach Weimar, und im März erwiderte Gleim den Besuch.

Reise nach Karlsbad.

Im April war die Gesellschaft noch einmal in Halberstadt. Bald darauf erhielt Goeckingk einen längeren Urlaub, den er zu einer Reise nach Karlsbad benutzte. Um nämlich weiteren nachteiligen Folgen für seine Person in der Mainzer Angelegenheit zu entgehen, wollte er sich vorsichtigerweise längere Zeit ausser Landes aufhalten. Nun suchte der aufatmende Dichter alle literarischen Arbeiten, die ihm so viel Sorge und Verdruss bereitet hatten, zu vergessen. Mit Freuden verliess er die in Ellrich lebenden steifen Menschen. Im schönen Monat Mai 1785 begab er sich über Leipzig nach Dresden, wo er dem Maler Graff zu einem Gemälde sass, dem besten, das auf uns gekommen ist; es ist in Bd. 73 von Kürschner's „Deutscher National-Literatur“ nachgebildet worden²⁾. Am 24. Mai traf die Gesellschaft in Karlsbad ein, wo sie bis zum 14. Juli blieb.

1) Vgl. Strodtmann, Bd. 3, S. 222.

2) Ausser dem genannten Bilde und einer Büste von Schadow gibt es noch 4 Porträts von Goeckingk. 1) von Reinhart („Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste“, Bd. 31, Leipzig 1785); nachgebildet in Könnekes Bilderatlas. 2) Gez. von C. Burchardt. Gest. von C. Felsing in Darmstadt (Meyers Groschenbibliothek). 3) Friedr. Fleisemann sc. Zwickau bei Gebr. Schumann. 4) Unterzeichnet G. f., sehr schlecht.

Dieser Aufenthalt wurde von Goeckingk durch eine Reise nach Wien auf wiederholtes Einladen des Freiherrn v. Riedesel unterbrochen. In der schönen Donaustadt trat er in freundschaftliche Beziehungen zu dem ihm schon bekannten Hofsekretär Freiherrn v. Retzer, und er traf mit O. H. v. Gemmingen, dem Wielandianer Johann Baptist v. Alxinger und Denis, dem Nachahmer Klopstocks, zusammen. Unter den „Grossen“ wurden ihm vorgestellt, „ohne diese Ehre gesucht zu haben“, der Graf von Rotenhahn, der Vizekanzler Graf Chotek und der Fürst Kaunitz, der sich nach Goeckingks Abreise seine Werke vorlegen liess. Wir werden die Folgen kennen lernen. In Karlsbad machte Goeckingk auch die vorübergehende Bekanntschaft Herders und Goethes, der in Knebels Begleitung dort war, und sprach mit ihnen täglich eine Stunde am Brunnen. Im übrigen hatte mit diesen Geistesheroen Goeckingks Kreis, in dem ein äusserst gemütliches Leben geführt wurde, wenig zu tun. Des Dichters Geburtstag gestaltete sich für ihn zu einem besonderen Ehrentag. Auf der Lorenzhöhe hatte man ihm eine Laube errichtet und in deren Mitte einen Altar mit der Inschrift: *Der Freundschaft geweiht!* Vor dem Eingang der Grotte befand sich eine Stelle aus Goeckingks Epistel an Augusta, vermutlich die Zeilen:

Und lernten wir denn bloss für diese Welt uns kennen,
 Auf der so kurz die Sonn' uns scheint?
 Wir finden einst, wenn jeder ausgeweint,
 Uns wieder, um uns nie zu trennen (II, 15).

Die Anwesenden legten Blumen auf den Altar, ein Lied auf die Freundschaft wurde angestimmt, und unter weiterem Singen und Scherzen beschloss der schöne Sommerabend die rührende Feier. Am nächsten Tage brach die kurländische Gesellschaft auf, und Goeckingk und Frau begleiteten sie über Bayreuth, Bamberg und Würzburg nach Brückenau. Ende Juli machte man von Frankfurt einen Abstecher nach Mainz. Der 4. August brachte die Trennungsstunde. Goeckingk reiste über Fulda, wo er v. Bibra besuchte, nach Ellrich. Im September eilte er wieder in Begleitung seiner Frau zu Elise v. d. Recke auf die Kunde von dem Tode ihres Vaters nach Pymont. Nur flüchtig konnten sie sich einen Tag sehen, die Kurländerinnen mussten nach Berlin, und Goeckingk kehrte in das ernüchternde Ellrich zurück.

Der Hamburger Musenalmanach.

Der in sich gehende, pflichtbewusste Kanzleidirektor wird unter keinem geringen moralischen Druck gestanden haben. Wir sahen ja mit voller Freude, wie er unter der erheiternden Gesellschaft der Kurländerinnen auflebte und sich durch die Reise nach Karlsbad zum ersten Mal in seinem Leben einem wahren und schönen Lebensgenuss hingeben konnte. Selbst dieser war nicht ganz sorgenfrei. Den Almanach auf das Jahr 1780 hatte Goeckingk so gut wie allein besorgt. Voss, dem neuen Rektor, wurden schon die sechs täglichen Unterrichtsstunden sauer, und den Rest seiner freien Zeit musste er zur Vollendung der Odyssee - Uebersetzung verwenden. Das trug er Goeckingk vor, der volles Verständnis für die Ueberbürdung Vossens hatte und sich deshalb im Mai 1779 die in Otterndorf eingelaufenen Gedichte kommen liess, das Manuskript abschloss und es dem Verleger Bohn übersandte, der den Almanach wegen des schlechten Absatzes nur noch für 300 Taler annahm. Ebenso besorgte Goeckingk die Ausgabe auf das Jahr 1781. Für das folgende Jahr wird er wegen seiner Reise durch Süddeutschland wenig oder nichts geleistet haben. Den Almanach auf das Jahr 1783 besorgte er jedoch wieder, denn er entschuldigte sich, als Kl. Schmidt um Beiträge für seine Anthologie bat ¹⁾:

Dieser Musenalmanach beschäftigt mich noch jetzt, weil Voss diesmal garnichts daran tun kann, da er mit seiner Familie im Umziehen von Otternd.[orf] nach Eutin begriffen ist.

Im Jahre 1785 übernahm dann Goeckingk wieder die Herausgabe, wälzte aber schliesslich, da das „Journal“ im Vordergrund seines Interesses stand, die Arbeit von sich ab, so dass Voss missmutig und verstimmt wurde. Denn Goeckingk brachte sangbare Lieder in das „Journal von und für Deutschland“, sogar Bürger druckte in dem Dieterichschen Almanach eine Goeckingksche Epistel ab. Dadurch fühlte sich der besorgte Voss gekränkt und machte sich in herben Briefen an Goeckingk Luft. Aber Goeckingk schien auch offen erklärt zu haben, dass er sich nicht viel von dem Almanache verspreche und zurücktreten wolle. Jedoch lieferte er die bei ihm eingelaufenen Beiträge auf das Jahr 1786 nebst Gedichten von Elise

1) Goeckingk an Kl. Schmidt, Ellrich, 11. Juli 1782.

v. d. Recke ein, ehe noch die letzten Bogen gedruckt waren. Für das Jahr 1787 hatte nun Goeckingk die Herausgabe zu besorgen. Voss wurde in seinen Briefen auch wieder freundlicher und schrieb am 31. Juli 1786:

Schreiben Sie mir doch einmal, lieber Goeckingk. Ich bin schon lange wieder gut; lassen Sie Ihren Groll nicht fortbrüten. Kommen Sie an den Eutinersee.

Nach dieser Annäherung scheint es dann sehr bald zu einer ernstlichen Spannung gekommen zu sein¹⁾. Goeckingk hatte sogar versprochen, den Almanach auf das Jahr 1788 zu übernehmen, wenn nicht Voss auf beiderseitige Teilung der Arbeit gedrungen hätte. Voss seinerseits hatte nun hinreichend gesammelt und erwartete Goeckingks „Versepaket“, als ihm Bohn meldete, Goeckingk reise in des Königs Geschäften und habe seine Sachen in Magdeburg zurückgelassen. Von der Reise schickte nun dieser Beiträge, die Voss für unwürdig hielt²⁾. Die von Goeckingk eigens für den Almanach hergestellte Handschrift traf auch erst zum letzten Druckbogen ein, von dem sich aber nur zwei Lieder als brauchbar erwiesen. Jedenfalls war Voss dieser unsicheren Hilfe überdrüssig geworden, und er kündigte Goeckingk rundweg die Verbindung auf. „Der edle Aufopferer für einen Unbekannten“³⁾ schrieb 1778 Voss an Bürger in dankbarer Anerkennung dessen, was Goeckingk an ihm Gutes getan hatte; 10 Jahre später brauchte er ihn nicht mehr. Das hatte wohl Goeckingk auch geärgert, denn Voss schrieb an Miller⁴⁾: „Goeckingk hat meine letzten Briefe gar nicht beantwortet, und ist im Unfrieden von mir gegangen.“ Erst 1799 kam es zu einer persönlichen Bekanntschaft nach einer Stelle aus den Mitteilungen von Ernestine Voss⁵⁾:

Bei Nicolai trafen wir Goeckingk, mit welchem Voss wegen gemeinschaftlicher Herausgabe des Almanachs in gespanntem Verhältnis lebte. Die Freude beider, sich persönlich kennen zu lernen, war lebhaft, nachdem Goeckingk die erste Verlegenheit überwunden hatte.

1) Voss an Gleim, Eutin, 21. September 1787 (vgl. Voss, Briefe, Bd. 2, S. 283 f.).

2) Vgl. Voss, Briefe, Bd. 2, S. 68.

3) Vgl. Strodttmann, Bd. 2, S. 230 (vgl. Voss, Briefe, Bd. 2, S. 66 f.).

4) Vgl. Voss, Briefe, Bd. 2, S. 114.

5) Vgl. *K. D. N.*, Bd. 49, S. 147.

N e u e P l ä n e.

Wiederum war Goeckingk bei der Beförderung übergangen worden. In seinem Groll reichte er nun sein Abschiedsgesuch in Berlin ein, erhielt aber statt seiner Entlassung die Versicherung, dass ihm „der allererste Kriegsrathsposten, der in des Ministers Departement vacant würde, zuteil werden solle“¹⁾. Inzwischen hatte er die vorteilhaftesten Angebote von Wien erhalten, in kaiserliche Dienste zu treten. Ihm stand die Wahl offen zwischen drei gut besoldeten Stellen, aber er konnte sich nicht sogleich zur Annahme entschliessen. Es wurde ihm eben schwer, sein Vaterland zu verlassen, obgleich er sich schon ganz mit diesem Gedanken vertraut machte und einen Teil seiner Einrichtung verkaufte. In Wiener Kreisen hatte er sich vor einem Jahr recht wohl gefühlt, wie die im Jahre 1786 entstandene Epistel „An die Frau Gräfin von Bassegli, in Wien“ (II, 158 ff.)²⁾ zeigt; dennoch schlug er die ihm angebotenen Stellen mit der Begründung aus, er glaube nicht genügend Erfahrung, Kenntniss und Gewandtheit zu haben. Im stillen wartete er noch auf Bescheid von Berlin. Währenddessen wurde ihm eine noch bessere Stellung unter den denkbar günstigsten Bedingungen angetragen. Da erhielt Goeckingk am 30. Oktober 1786 aus Berlin die Bestallung als Kriegs- und Domänenrat in Magdeburg, und mit dieser verboten sich für ihn alle weiteren Pläne von selbst.

1) Goeckingk an Kl. Schmidt, Ellrich, 15. Juni 1786.

2) Gräfin v. Bassegli ist eine Freundin des Dichters, die schon als Mädchen (Mimi Born) I, 231 erwähnt wird.

Kapitel 4.

Goeckings Laufbahn als Staatsbeamter; sein Alter (1786—1828).

Magdeburg.

Das neue Amt war mit einem so geringen Einkommen verbunden, dass sich Goeckingk genötigt sah, seine Familie in Ellrich zurückzulassen. Nur auf drei Wochen besuchte ihn Amalie mit den Kindern, während er trotz mehrerer Reisen nach seinem Landhause kaum 8 Tage bei seiner Familie verleben konnte. In Magdeburg hatte er vertrauten Umgang mit dem Konsistorialrat Funk¹⁾ und dem Major v. Ernest, Chef des dortigen Füsilierbataillons, bei dem sein ältester Sohn mit 11 Jahren Weihnachten 1787 als Freikorporal eingestellt wurde. Die angenehmsten Stunden verbrachte Goeckingk in der Familie des Abtes Resewitz²⁾ zu Kloster Bergen. Dort genoss er, unbekümmert um die sogenannte grosse Gesellschaft, seine Erholungsstunden, wenn die Amtsgeschäfte erledigt waren. Die Dichtkunst trat bei dem Staatsbeamten ganz in den Hintergrund. Nachweisbar sind für die Magdeburger Zeit nur drei Episteln „An die Dichterin Karschin, in Berlin“ (II, 162 ff.), „An Bürger“ (II, 156 ff.) und „An die Frau Generalin von Ernest“ (II, 169 ff.). Diese letzte, kurz vor der Versetzung nach Wernigerode entstanden, quoll aus einem dankbaren, wenn auch klagenden Herzen:

Hier konnt' ich nicht der Freundschaft Freuden leben,
Und was ist dann das Leben werth? (II, 170).

1) Gottfried Benedikt Funk war 40 Jahre lang Rektor an der Domschule zu Magdeburg. 1785 ernannte ihn Friedrich der Grosse in Anerkennung seiner Verdienste zum Konsistorialrat. Er starb 1814.

2) Fr. Gabriel Resewitz, geb. 1725 zu Berlin, 1774 Abt des Klosters Bergen, gest. 1806 zu Magdeburg, Mitarbeiter an den Literaturbriefen.

Weil sich Goeckingk so wenig befriedigt fühlte, hatte ihn auch der Minister v. Heinitz auf seiner Rückreise von Westfalen nicht bewegen können, dauernd in Magdeburg zu bleiben und die Direktion des Schönebeckischen Salztales zu behalten.

B ü r g e r.

„Ich freue mich auf meinen Abzug von hier, wie ein Galeerenslave auf den Tag seiner Befreiung“, schrieb Goeckingk an Bürger¹⁾, mit dem er den vier Jahre unterbrochenen Briefwechsel wieder freundschaftlich aufnahm. Eifrig war er bemüht, durch den Kanzler v. Hoffmann für den armen Bürger in Halle oder Frankfurt a. d. Oder eine Professur zu erwirken. Denn für niemand hatte er so tiefes Mitgefühl als für Bürger, der seinen ewig teuren Goeckingk den unwandelbaren Freund seiner Jugend nannte²⁾. Goeckingk suchte ihn beim Magistrat in Aschersleben unterzubringen, auch wurde an eine Stelle als Bibliothekar in Wernigerode gedacht, doch alles vergebens. Beide Männer blieben in vertrautem, wenn auch spärlichem Briefwechsel. So erhielt Goeckingk später die Kunde von Bürgers Tode durch Professor Althoff, der ihm einen an den inzwischen verstorbenen Freund gerichteten Brief zurücksandte.

W e r n i g e r o d e.

Am 26. Juni 1788 wurde Goeckingk als Kriegs-, Steuer- und Landrat nach Wernigerode berufen, wo sein alter Freund Benzler bei der Bibliothek angestellt war. Da die Hohensteinschen Städte Goeckingks Aufsicht unterlagen, hoffte er öfter nach Wülferode zu kommen. Doch bald musste er das zum Ruhesitz für den Lebensabend eingerichtete Landhaus verkaufen. Am 1. September siedelte Goeckingk in seine neue Stellung über und mietete eine Wohnung mit Garten vom Grafen Christian Friedrich zu Stolberg-Wernigerode. Den edlen Minister v. d. Schulenburg, dessen baldiger Tod

1) Vgl. Sauer, Bd. 3, S. 453.

2) Vgl. Strodtmann, Bd. 3, S. 227.

Goeckingk heftig erschütterte, lernte er auf den vielen gemeinsamen Reisen lieben und schätzen. Nie bat er bei ihm um etwas für sich selbst, für andere tat er aber auch keine Fehlbitte. So konnte er manches Anliegen durchsetzen. Das machte ihm zwar den äusserst beschwerlichen Dienst erträglich, aber sein Gemüt litt hier unter vielen unerfreulichen und schmerzlichen Eindrücken.

Die Aushebung der Recruten, Stück-Knechte und Artillerie-Pferde, die Fourage-Lieferungen vom Lande in die angelegten Magazine, die Wagen der zurückgelassenen Soldatenweiber und Kinder; alles dies hat auf mein Inneres üble Wirkung gehabt. Wie viele Thränen habe ich gesehen, die ich nicht trocken konnte, wie viele Seufzer gehört, durch die ich mich nicht rühren lassen durfte¹⁾.

Bei solchen Grundsätzen fühlte sich Goeckingk *wie ein Tiger* und litt dabei mehr als seine Untergebenen. Im Jahre 1792 führte er als Marschkommissarius die 3. Kolonne der preussischen Armee an den Rhein nach Koblenz. Sein Privatleben war in dieser Zeit wenig beneidenswert und wird durch eine Briefstelle an Bürger verdeutlicht²⁾:

Amalie ist sich weder dem Aeussern noch dem Innern nach irgend noch ähnlich. Sie ist in 10 Jahren 20 Jahre älter und so hager geworden, dass man sie mit einem Lichte durchleuchten könnte. Seit 2 Jahren habe ich sie nie lächeln gesehen. Sie hat mich dahin gebracht, dass ich allen Umgang, zumal allen weiblichen, ganz aufgegeben habe. Meine Gesellschaft sind ein Dutzend Canarien-Vögel, meine ganze Erholung besteht im Lesen. Mein Briefwechsel beschränkt sich nur noch auf ein Paar Freunde ein. In dieser traurigen Lage ist es vielleicht ein Glück dass ich der Geschäfte so viele habe und über meinen Zustand nicht lange nachdenken kann.

In seinen Mussestunden schrieb Goeckingk gut durchdachte Rezensionen für die „Allgemeine deutsche Bibliothek“, die Biestersche „Berlinische Monatsschrift“, die „Deutsche Monatsschrift“ von G. W. Becker und die „Allgemeine Literaturzeitung“. Die beiden einzigen poetischen Leistungen aus der Wernigeroder Zeit fallen in das Jahr 1789: „An Frau von H-s, in Magdeburg“ (II, 172 ff.), „An Gleims Geburtstage“ (IV, 276 ff.). Mit zunehmendem Alter wurden die Uebertragungen aus dem Englischen und Französischen in die

1) Vgl. Schütz, Bd. 2, S. 109.

2) Vgl. Strodtmann, Bd. 4, S. 223.

Muttersprache, die ihn zuweilen schon in Ellrich beschäftigten, immer häufiger. So brachten die Halberstädter „Gemeinnützigen Blätter“ (Jahrgang 1789) in Nr. 12 (S. 183 ff.) eine Uebersetzung aus dem Englischen: „Der Derwisch Abunadar, eine morgenländische Erzählung“, in Nr. 19 (S. 291) das „Grabmal eines Selbstmörders“, dessen Grabschrift aus Nr. 76 des „European Magazine“ (S. 249) übersetzt ist, in Nr. 34 (S. 97 ff.) „Abu-Saber oder: Die Geduld“, eine arabische Erzählung aus den „Nouveaux contes arabes, ou supplément aux Mille et une nuits“, des Abbé *** (Paris 1788). Ferner schrieb Goeckingk eine liebevolle Charakteristik über seine kurländische Freundin Sophie Becker, die als Frau seines Veters Schwarz gestorben war¹⁾. Die meiste Zeit blieb aber einer arbeitsreichen Amtstätigkeit gewidmet. Hier stand der pflichttreue Beamte auf seinem Posten, um verbessernd und fördernd in diejenigen Verhältnisse einzugreifen, die einst der Satiriker verspottet hatte. Mit freudiger Aufopferung und Uneigennützigkeit trat er unhaltbaren Einrichtungen entgegen und führte notwendig gewordene Neuerungen ein.

Erhebung in den Adelstand.

Goeckingks Umsicht und Geschicklichkeit war auch bei Hofe bekannt geworden. Deshalb wurde er von der Prinzessin Friederike Charlotte Ulrike Katharina von Preussen, nachmaligen Gemahlin des Herzogs von York, damit betraut, ihre Angelegenheiten bei der fürstlichen Abtei Quedlinburg zu ordnen. In den betreffenden Akten lässt sich nichts darüber finden, dass es sich bei Goeckingks Auftrage seitens der Prinzessin-Pröpstin Friederike um deren Gegensatz zu der Aebtissin, einer Prinzessin von Schweden, gehandelt habe. Vielmehr schrieb die Prinzessin am 3. September 1788 an Goeckingk, sie fände es nötig, zu ihrer eigenen näheren Information die ganze ökonomische Verfassung ihrer Propstei-Prälatur in Quedlinburg an Ort und Stelle untersuchen zu lassen, der Etats-Minister Graf v. d. Schulenburg aber habe ihr ihn [Goeckingk] als einen tüchtigen Sachverständigen zur Ausführung dieses Ge-

1) Vgl. Denkmal.

schäfts vorgeschlagen. Dieses Goeckingsche Kommissarium in Quedlinburg scheint bis zum Herbst 1789 gedauert zu haben, sein letztes Schreiben ist vom 6. September 1789 aus Wernigerode datiert. Indessen entsprechen die Angaben, Goeckingk sei wegen der geschickten Ordnung der die Abtei Quedlinburg betreffenden Angelegenheiten mit dem Prädikat *auf Daldorf und Günthersdorf* in den Adelstand erhoben worden, nicht den Tatsachen. Demgegenüber sei endgültig festgestellt: Goeckingk ist nicht wegen seiner Tätigkeit in Quedlinburg geadelt worden. Allerdings wird Prinzessin Friederike, die Pröpstin von Quedlinburg, dies indirekt veranlasst haben. Goeckingk ist aber in seiner Qualität als „Adelicher Gutsbesitzer“ und wegen der von ihm und seinen Vorfahren dem Königlichen Hause geleisteten treuen und erspriesslichen Dienste, derentwegen auch sein Bruder bereits den Adel erhalten hatte, nobilitiert worden, doch hat er *nachdem niemals* das Prädikat *auf Daldorf und Günthersdorf* geführt, das sich unter anderem noch auf dem Titel des „Journals von und für Deutschland“ findet. Vorwürfe wegen Erschleichung des Adels wurden durch v. Hess¹⁾ gegen Goeckingk erhoben, die der Dichter aber entrüstet zurückwies („An Herrn von Hess, in Hamburg“, II, 177 ff.). Wenn sich Goeckingks amtliche Laufbahn sehr glänzend gestaltete, so war das bei dem im höchsten Masse Schmeichler und Kriecher verabscheuenden Dichter nur eine wohlverdiente Anerkennung seiner strengen Pflichttreue und aufopfernden Tätigkeit.

Berlin.

Als Goeckingk den Minister v. Voss in das neue südpreussische Departement Posen begleitet hatte, *um dort die neuen Finanz-Einrichtungen auf Preussischen Fuss einrichten zu helfen*, erging an ihn den 19. Juni 1793 die Bestallung zum Geh. Finanz-, Kriegs- und

1) Jonas Ludwig v. Hess, geb. am 8. April 1756 zu Stralsund, gest. am 20. Februar 1823 in Hamburg, war berühmt als Literat, Topograph, Statistiker, Politiker, Patriot, Philanthrop und Philosoph. In seinen „Durchflügen durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich“, Hamburg 1793—96, 3 Bde., findet sich Bd. I, S. 113 die oben berührte Stelle.

Domänenrat mit 2000 Talern Gehalt. Bald reiste er abermals mit dem Minister v. Voss sechs Wochen nach Südpreussen; in den ersten Tagen des Oktober holte er dann seine Familie von Wernigerode nach Berlin, nachdem er die Verwaltung von Südpreussen übernommen hatte. Mit grösstem Eifer erfüllte er seine dienstlichen Verpflichtungen und arbeitete täglich so lange, bis er zu nichts mehr Lust hatte als höchstens in Zeitschriften zu blättern. Bei solcher Lektüre schlief er manchmal des Abends ein, und beim Morgenkaffee setzte er sie fort, weil er am Tage keine Zeit hatte.

Die Wochenblätter erhielt er aus der Mittwochs-Gesellschaft, deren Mitglied er geworden war und der er bis zum Ende ihres Bestehens angehörte. Nach einem Brief an Gleim vom 3. Mai 1800 liess man sie in diesem Jahre in Folge eines Erlasses gegen die geheimen Gesellschaften *aus übergrosser Gewissenhaftigkeit eingehen*. Im Mittelpunkt der aus 12 Mitgliedern bestehenden Gesellschaft stand Friedrich Nicolai, Sekretär war Biester. In den jeden Mittwoch abends 6 Uhr anberaumten Versammlungen las der, bei dem die Zusammenkunft stattfand, eine Abhandlung vor aus den Gebieten der Staats- und Finanzverwaltung, der Gesetzgebung, der praktischen und spekulativen Philosophie und der Literatur. Die Versammlungen dienten besonders staatswissenschaftlichen Zwecken und wollten durch Gedankenaustausch geistig anregen¹⁾. Goeckingks Familienleben hatte sich nun auch gebessert, Amalie fühlte sich körperlich wohler, ihre üblen Launen hatte sie abgelegt, seine Tochter Wilhelmine, Mium genannt, machte ihm herzliche Freude, und er übertrug alle väterliche Liebe auf das einzige Kind, das er zu Hause hatte. Sein ältester Sohn Fritz war in den erfolglosen Krieg gegen Frankreich gezogen, und der jüngere Karl genoss Unterricht und Erziehung bei einem Pastor Schwarz in Hessen. Bald wurde Goeckingk Geheimer Oberfinanzrat, und als solcher besass er einen bedeutenden Einfluss im Ministerium. Auch erhielt er den Vortrag von Neuchatel, ferner die Halberstädtischen Angelegenheiten. Auf diese Weise war es ihm möglich, für Halberstadt, Hohenstein und Wernigerode etwas Gutes zu wirken, und dies war ihm lieber als eine Zulage. Aber der dem Grosstadtreiben

1) Vgl. Nicolai, S. 90 ff.

zugeführte Dichter wurde so dem Leben in der Natur immer mehr entzogen. Mit der Zeit bildete sich bei ihm eine Vorliebe für Sammlungen von Gemälden und Kupferstichen, die in Gröningen angelegt wurden, heraus. Später wurde Goeckingk bei der Gesetzkommission verwendet und zum Mitglied der Oberexaminationsbehörde gewählt, im August 1798 war er ausserdem noch mit der Untersuchung des Berliner Polizeiwesens betraut.

Private Beschäftigungen.

Um für private Arbeiten überhaupt Zeit zu finden, stand Goeckingk selbst im Winter um 4 Uhr morgens auf und strengte seine kränklichen Augen bei Licht über Gebühr an, damit nicht seine gewöhnlichen Amtsgeschäfte in Rückstand kämen. Eine so knapp bemessene Zeit konnte den Musen nicht günstig sein, und nur gering sind die ihnen dargebrachten Opfer. Den heftigen Auseinandersetzungen mit v. Hess (vgl. S. 111) folgte auf Elise v. d. Reckes Wunsch eine Epistel im versöhnlichen Ton („Antwort an Herrn v. Hess“, II, 188 ff.). Ferner brachte dasselbe Jahr 1795 noch in dem Novemberstück der „Berlinischen Monatsschrift“ „An Herrn Karl Fasch“ (II, 210 ff.) in Distichen, wie die Elegie aus dem folgenden Jahre „Auf Bürgers Tod“ (III. 177 ff.), einem Versmass, für das der reifere Dichter eine gewisse Neigung zeigte. Versucht hatte sich Goeckingk in ihm schon früher: „An Lilla“ (IV, 253 ff.), „An Fräulein von der Lühe“ (IV, 259 ff.) und „Lilla“ (IV, 269 ff.). Doch fallen diese Verse nicht mehr in die Ellricher Zeit, da sie in der ersten Sammlung 1780—82 fehlen. Jedenfalls sind diese drei Gedichte noch vor 1789 entstanden, vielleicht sind es Früchte des Jahres 1786, als Goeckingk das 4. Buch seiner Gedichte herauszugeben beabsichtigte. Aus den Jahren 1797 und 98 haben wir die beiden Episteln: „An seine Tochter“ (II, 193 ff.) und „An die Frau Pr. S—.“ (II, 198 ff.).

In dieser Zeit beschäftigte Goeckingk die Herausgabe von „Ramlers poetischen Werken“, derentwegen er auch einen Prozess mit einer Ramlerschen Erbin zu führen hatte. Ramler hatte mehrmals den Wunsch ausgesprochen, dass Goeckingk nach Ramlers Tode eine Ausgabe von seinen poetischen Werken veranstalten möge. Während seiner letzten Krankheit ersuchte er ihn auch noch einmal darum,

und Goeckingk versprach, seine Bitte zu erfüllen. So gab er die Handschrift, die ihm Ramler durch den Geheimen Rat Wackenroder hatte zustellen lassen, getreu heraus, im 1. Teil die lyrischen, im 2. die vermischten Gedichte und schloss diesem Bande noch eine biographische Skizze über den Dichter an.

Eine weitere Vertrauenskommission lehnte Goeckingk ebenfalls nicht ab. Als der Herzog von Kurland, der Schwager Elise v. d. Reckes, im Jahre 1800 starb, übernahm Goeckingk auf Bitten der Herzogin die Vormundschaft für die Prinzessinnen und vertrat ihre Ansprüche in dem Herzogtum Sagan, den Herrschaften Rotenburg, Holstein und Deutsch-Wartenberg. Diese Vormundschaft machte ihm zwar zu schaffen und beanspruchte viel Zeit, doch hatte er dabei die innere Befriedigung, manches Unrecht auszugleichen. Die Mündel waren Goeckingk zu grossem Dank verpflichtet, den auch die spätere Fürstin von Hohenzollern-Hechingen bei einem Zusammentreffen im Januar 1815 rückhaltlos anerkannte. Parthey erzählt darüber in seinen „Jugenderinnerungen“¹⁾: „Gegen ihren ehemaligen Vormund Goeckingk war die Fürstin von der liebenswürdigsten Laune, sie umarmte und küsste ihn zu wiederholten Malen.... Goeckingk bewahrte in allen Stücken seine ruhige Superiorität.“

Verhältnis zu literarischen Erscheinungen.

Kaum seinem freundschaftlichen Briefwechsel konnte Goeckingk wegen Ueberbürdung mit Arbeiten nachkommen, und es scheint daher leicht begreiflich, dass er sich mit der Literatur, die ihm schon recht fremd geworden war, nur wenig beschäftigen, geschweige sich selbst noch der Poesie widmen konnte. Die Liebe zu dieser hielt er in Deutschland für sehr erkaltet, denn das Publikum lese lieber Reisebeschreibungen, politische und satirische Schriften, Journale, Romane und Schauspiele. Goeckingks Biographie bietet hierzu eine interessante Mitteilung aus einem Briefe, den der Dichter einem Freund, der wahrscheinlich Tiedge selbst ist, geschrieben hatte²⁾:

1) Vgl. Parthey, Bd. 2, S. 20 f.

2) Vgl. Tiedge, Bd. 1, S. 35.

Ich lese meine ältern und jüngern Alten, da finde ich Erhebung für Geist und Herz; da ist die Schule der Weisheit. Ramler, Wieland, Uz, Klopstock, Goethe, Kleist, Schiller, Musäus, Klinger, Bürger und Andere gehören zu dieser Schule. Was Sie mir von einer neuen romantischen sagen, verstehe ich nicht; ist sie jener alten entgegengesetzt, dann desto schlimmer für sie! Aber wo ist sie? Woran erkenne ich die neue Schule? Doch wol nicht an der Schülerhaftigkeit, die mich in jenem neuesten Schauspiele von A—, in einigen schwindsüchtigen Novellen, in dem stümperhaften Sonettengeklingel und Legendengeleier anschreckte? Jüngst las ich — wo? weiss ich nicht mehr — ein Urtheil über Klopstock. Bei Klopstocks Oden, sagt jener Urtheiler, ist mir, als ob ich mich in der Nähe eines Tollhauses befände. — Was sagen Sie zu dieser Aeussung? Glaublich ist sie nicht, nur wirklich.

Die Ziele der Romantik blieben Goeckingk unklar, weil er sich mit ihren Dichtungen nicht einmal oberflächlich bekannt machte und an geselligen Abenden bei Elise v. d. Recke oder Henriette Herz schon übler Laune wurde, wenn von ihren poetischen Erscheinungen gesprochen ward. Durch Nicolai liess sich Goeckingk noch enger in den Kreis längst abgestandener Aufklärung ziehen. Er war ständiger Gast mit Ramler und der Karschin im Nicolaischen Hause und besonders gern gesehen beim Besuch auswärtiger Dichter. Im Sommer wohnte er oft in Nicolais Gartenhause, und es mutet uns belustigend an, wenn ihm dort ein Bad mit Lorbeerzweigen geheizt wird. Aus dieser Sphäre geistigen Lebens heraus konnte sich Goeckingks Auffassung nicht mit dem Bestreben jener Dichter versöhnen, die seiner ständigen Forderung nach Wirklichkeit Hohn sprachen. Sein Ausdruck „Sonettengeklingel“ ist immerhin noch zahm zu einer Zeit, wo Baggesens „Klingelklingelalmanach“ erschien und sich geradezu eine Sonettenwut entwickelte, die in einem wahren Sturm durch Deutschland brauste und die Blüte der Epistelpoesie geknickt hatte.

F u l d a.

Infolge seiner Verdienste bei der Organisation Polens wurde Goeckingk im Jahre 1803 ein ähnlicher Auftrag, wie er ihn dort erledigt hatte, von anderer Seite zuteil. Das Hochstift Fulda war nämlich durch den französischen Frieden dem Hause Nassau-Oranien zugefallen als Entschädigung für den Verlust in Holland. Der Erbstatthalter aber trat es seinem Erbprinzen ab. Dieser hatte

eine Schwester des Königs von Preussen zur Gemahlin und trug Goeckingk an, als Chefpräsident in seine Dienste zu treten. Das nicht unvorteilhafte Anerbieten lehnte Goeckingk dennoch ab, weil er sich, der Ruhe bedürftig, als Privatmann zurückziehen wollte. Der Prinz beschränkte sich nunmehr auf die Bitte, dass Goeckingk ein Jahr nach Fulda gehen möge, um die neue Einrichtung des Bistums zu besorgen. Diese mochte Goeckingk, der dem König persönlich nahe stand, nicht ausschlagen, und er bekam auf Antrag des Prinzen ein Jahr Urlaub. Seinen Hausstand in Berlin gab er aber nicht auf, und er freute sich sogar bald, dass er seine Familie zurückgelassen hatte, da sie nach seinen Aeusserungen den Aufenthalt in einem so ungeselligen, toten und freudlosen Orte wie eine Festungsstrafe hätte betrachten müssen. Besonders des Abends fühlte er das Drückende der ungewohnten Einsamkeit, die er sich wegen seiner Augen nicht einmal durch Lesen oder Schreiben verschreiben durfte. Wie in der Ellricher Zeit bewohnte er auch hier im Sommer ein Landhaus *in des hügelumkränzten Brunnzells beblümten Thale*¹⁾. Mit Kraft und Ausdauer nahm der umsichtige Beamte die Ordnung der Angelegenheit vor. Das gänzlich verfallene Salzbergwerk brachte er wieder in Betrieb, die Universität verwandelte er in ein Gymnasium, zu dessen Direktor Meissner aus Prag berufen wurde. Das Staatsvermögen fand er in der grössten Unordnung und seine geschickte Hand griff überall fördernd ein. Belege hierfür birgt das Königliche Staatsarchiv in Marburg (Hessen). Unter der Fuldaer Akten ist ein Aktenstück mit der Aufschrift: „Acta der Organisation des Oberfinanz Collegiums betreffend 1802. 1803.“, ferner befindet sich auf fol. 53—60 ein: „Actum Fulda, den 10. October 1803. In Gegenwart des Herrn Geheimen Finanz-Rathes Goeckingk und der sämtlichen Glieder des Oberfinanz-Collegiums betreffend neue Organisation des bisher mangelhaften Geftagangs bei dem Oberfinanz-Colleg.“ Dies ist von Goeckingk und 11 Mitgliedern unterschrieben. Weiterhin enthalten die fol. 10—11 ein Schreiben Goeckingks vom 27. November 1803 an den Rat v. Motz, betreffend dessen Entwurf eines Reglements

11, 226. Es ist das heutige Bronzell, 4 Kilometer von Fulda, an der Gerafeld.

für das Oberfinanzkollegium, sowie Goeckingks Bemerkungen hierzu. Ausserdem sind in dem Archiv noch 2 Aktenstücke: „Die von Herrn Geheimrat v. Goeckingk über die Domestiken bei der Domaine Holzkirchen gemachten Bemerkungen betreffend vom 16. Mai resp. 4. Juni 1804“ und „Die von Herrn Geheimrath v. Goeckingk über die Forsten zu Holzkirchen gemachten Bemerkungen betreffend vom 16. Mai resp. 4. Juni 1804.“

Reise nach Russland.

Als Goeckingk von Fulda Abschied nahm, konnte er mit Stolz auf eine erfolgreiche Tätigkeit zurückblicken. Aber wie sehr er sich auch nach dem so lang entbehrten Familienleben zurücksehnte, es sollte ihm doch nur für kurze Zeit beschieden sein. Bald nämlich musste er im Interesse seiner Mündel, die eine Geldforderung an den Kaiser von Russland zu stellen hatten, eine Reise nach Petersburg unternehmen. Bei seinem viermonatigen Aufenthalt daselbst gewann er nur wenig angenehme Eindrücke. Verworfenen Menschen, überfüllt mit dem Firnis französischer Sitten, ohne jegliche Geistesbildung, traten ihm mit grosser Unterwürfigkeit entgegen. Aber er flösste ihnen Achtung ein. Sein entschiedenes Auftreten gefiel den massgebenden Personen derart, dass sie seine Ernennung zum Mitglied der russischen Gesetzkommission veranlassten.

Preussens Erniedrigung.

In Berlin erwarteten ihn wieder dauernde Anstrengungen, die im Jahr 1805 durch die Vermählungsfeier seiner Tochter Wilhelmine mit dem Forstmeister v. Wurmb unterbrochen wurden. Als dann das Unglücksjahr 1806 über Preussen hereinbrach und Goeckingks Heimatstädtchen an Westfalen abgetreten wurde, brauchte der Staat auch keinen Beamten mehr, der die Kammer-sachen von Halberstadt und Wernigerode bearbeitete. Seine kränkliche Frau wollte Goeckingk nicht den Unruhen des Krieges aussetzen, daher schickte er sie mit seinem noch einzigen Mündel nach Kurland. Die beiden ältesten waren nämlich volljährig geworden, und dementsprechend war Goeckingks vormundschaftliches Gehalt

um zwei Drittel vermindert worden. Mit dem Einmarsch der Franzosen hörte auch die staatliche Besoldung auf. Von seinem Gute in Gröningen hatte er vollends nichts zu erwarten. So lebte er anfangs von den Erträgen verkauften Silberzeugs, dann von Vorschüssen. Im Juli 1807 zog er sich auf ein Gut Schwarnitz bei Züllichau zurück, das der Prinzessin Dorothea gehörte. Dort lebte er in einem fern von der Heeresstrasse gelegenen Dorfe, umgeben von Eichenwald. Die ländliche Ruhe wurde nicht durch Truppen gestört, die Wirtschaft führte ihm eine Nichte. Hier blieb er 8 Monate. Zwar hatte er noch so viel vormundschaftliche Geschäfte, dass er an literarische Arbeiten nicht denken konnte. Doch wollte er bei mehr Musse die alte Idee aufnehmen, einen Roman zu schreiben. Das nicht weit vom Dorf entfernte Gut Heydau bei Deutsch-Wartenberg in Schlesien hatte inzwischen sein Schwiegersohn bezogen. Hier wohnte auch, da Goeckingks neues Heim zu wenig geräumig war, seine Frau, die den Winter nicht in Kurland zubringen mochte. Im Anfang des Jahres 1808 ging Goeckingk ebenfalls nach Heydau, während die Familie v. Wurmb nach Deutsch-Wartenberg übersiedelte. Im Mai musste er dann mit geteilten Empfindungen wegen des Verkaufs von seinen Besitzungen in Gröningen verhandeln, weil ihm keine andere Hilfsquelle übrig blieb. Freilich hatte ihm der Staat schon 4000 Taler rückständiges Gehalt zu zahlen, eine Schuld, die er gern dem ersten besten für den vierten Teil abtreten wollte. Aber wer sollte sich dazu finden? Unter den Verhältnissen hätte der ergrante Vater selbst seinen ältesten Sohn Fritz lieber in westfälischen Diensten gesehen, denn es war ihm unmöglich, diesen länger zu unterhalten. Nun reichte Goeckingk sein Abschiedsgesuch ein, musste es jedoch dreimal wiederholen, bis er Ende 1809 mit einer Pension von 1200 Talern in den Ruhestand versetzt wurde.

Privatleben.

Leider war es dem Dichter nicht vergönnt, auf seiner für den Lebensabend ersehnten Stätte sich niederzulassen. Denn im Oktober 1810 musste das Gut Gröningen in fremde Hände übergehen. Auch liess sein körperliches Befinden in jenen Tagen viel zu wünschen übrig: er wurde wieder von der Gicht befallen, einem alten Leiden,

das ihn schon ein Jahrzehnt lang peinigte und jetzt ein halbes Jahr auf das Krankenlager warf. Nur mit grosser Mühe brachte ihn der Arzt so weit, dass er im Mai zur Genesung nach Teplitz reisen konnte. Von dort suchte er Gröningen auf, um die eingepackten Gemälde, Kupferstiche, sowie einige Möbel nach Heydau befördern zu lassen. In Blankenburg und auf den Spiegelbergen kam er noch einmal mit den Halberstädter Freunden und Bekannten zusammen, unter denen wegen eines Trauerfalls nur Kl. Schmidt fehlte. Dann zog sich Goeckingk in das einsame Heydau zurück und führte ein glückliches und trauliches Familienleben. Seinen Zeitvertreib bildete eine vielseitige Lektüre von deutschen, französischen und englischen Reisebeschreibungen; daneben übertrug er Sinngedichte des Martial, Owen und auch neuerer Epigrammatiker ins Deutsche. Michaelis 1813 legte er die Vormundschaft für die Kurländerinnen nieder und siedelte bald darauf nach Neusalz a. d. Oder über. Hier lebte er ohne alle Geschäfte in grösster Seelenruhe und sah und hörte von den Befreiungskriegen fast garnichts. Geselligen Verkehr hatte Goeckingk nicht, weil er die *Gesellschaft von Büchern* vorzog. Mit diesen unterstützte ihn auch die Nicolaische Bibliothek. Einsame Spaziergänge am Oderdamme verschafften dem Gichtkranken hinreichende Bewegung. Seine Frau hatte indessen vorgezogen, ihre Wohnung bei der Tochter in dem nahen Deutsch-Wartenberg zu nehmen. Das Leben dort machte Amalie glücklicher, als sie bei allem äussern Glanz in Berlin gewesen war. Jeden Morgen brachte ein Bote Goeckingk Nachricht. Dies ewige Einerlei wurde dann Sonntags durch gegenseitige Besuche unterbrochen. Im Jahre 1814 machte er eine dreimonatige Reise ins Bad Teplitz, und im Anschluss daran fuhr er zu Kl. Schmidt nach Halberstadt. Dieser war darüber sehr erfreut und schrieb an Friedrich Rassmann¹⁾: „Denn Goeckingk ist fast der älteste unter meinen Freunden und Kameraden in Apollo, und hat von je mit der beharrlichen Treue an mir gehangen, so wie ich an ihm.“ Goeckingk sollte das letzte Mal bei seinen Freunden gewesen sein. Es gefiel ihm so gut, dass er den Winter in Halberstadt zu wohnen gedachte. Kl. Schmidt sah in ihm schon den künftigen Nachbar und hatte bereits eine schöne Wohnung

1) Vgl. Kl. Schmidt, Bd. 1, S. 194 f.

gemietet. Schliesslich zog es Goeckingk aber doch vor, mit Elise v. d. Recke und Tiedge den Winter in Berlin zu verleben, schon in Rücksicht auf die sich wieder einstellende Augenkrankheit. Dort besuchten ihn im Dezember Frau, Kinder und Kindeskind, kurz vor Weihnachten kehrten sie noch gesund zurück, einen Tag nach der Ankunft wurde seine Frau von einer Leberentzündung befallen, und an dem Geburtstage seines alten Jugendfreundes Kl. Schmidt, den 29. Dezember 1814, starb sie. Die folgenden Jahre lebte nun Goeckingk meistens während der Wintermonate in Berlin, den Sommer über auf dem Lande oder auf Reisen.

Literarische Tätigkeit.

Kehret zum Greise zurück, schuldlose Freuden der Kindheit!
 Vor den Freuden der Welt ekelte lange mich schon.
 Andern befehlen und mit zu regieren: das suchen die meisten;
 Nicht, zu beglücken den Staat, nein! zu beglücken sich selbst.
 Ich auch habe regiert und tausend andern befohlen,
 Strenge nur gegen mich selbst, folgten sie alle mir gern.
 („Wünsche im Alter“ III, 196 ff.)
 Kehret nun wieder zurück schuldlose Freuden der Kindheit!
 Denn ihr findet das Herz, euch zu empfangen, bereit (III, 199).

Von den Freunden waren ihm nur wenige geblieben, hinzu-
 gekommen war in den letzten 20 Jahren überhaupt keiner, Kl.
 Schmidt und Benzler zählten als die beiden ältesten und liebsten.
 Durch persönlichen Verkehr standen ihm in Berlin nahe Elise
 v. d. Recke, Frau v. Ernest und Tiedge, ausserdem der Pädagog
 Wolke und Joh. Friedr. Schink, der dem augenkranken Dichter oft
 vorlas. Im Herbst 1815 begab sich Goeckingk wieder zu seinem
 Schwiegersohn in Deutsch-Wartenberg. Von dort sandte er am
 26. Oktober Kl. Schmidt einige Sinngedichte mit den Worten:

Ich lege Ihnen ein Paar Epigrammen bey, die aber jetzt bey den ver-
 änderten Zeitumständen, ihr Interesse grössten Theils verloren haben.
 Indess will ich unter meinen Papieren nachsehen, ob ich von früheren
 Zeiten noch etwas finden will, das nicht gedruckt ist. Sie mögen dann
 beurtheilen, ob es gedruckt zu werden verdiene. Von allen die jemals
 Verse gemacht haben, kann keiner auf sein Machwerk geringeren Werth
 setzen, als ich auf das meinige, denn nie war ich selbst damit zufrieden.

An diese Briefstelle schliessen sich unter dem nachgelassenen
Wechsel mit Kl. Schmidt die folgenden Epigramme, die die
e ihrer Zeit tragen und unseres Wissens nirgends veröffentlicht
len sind. Sie liefern einen Beitrag zur poetischen Tätigkeit des
Dichters:

Der König von Rom 1812.

Rom trieb, wie die Annalen sagen,
Einst seine Könige hinaus.
Den jetzigen wird's nie verzagen,
Denn weislich kömmt er nie zu Haus.

Theodor von Corsica, u. Joseph von Spanien.

Bloss das Diplom von seinem Königreich
Verliess einst Theodor bey seinem Sterben;
Doch Joseph stirbt zweymal so reich,
Denn ihrer zwey lässt er den Erben.

Joseph von Spanien 1812.

Zwar Niemand weiss, auf welchem Fleck der Erde
Man Dich dereinst begraben werde;
Ich aber weiss, wo nicht. Auf keinen Fall
In dem Escorial.

Die drey klugen Brüder.

Klug war es, mit der Kron' im Wagen,
Gleich aus dem nächsten Thor zu jagen
Als Czernichef am Schlagbaum droht,
Und klüger schon, der Kron' entsagen.
Bevor es noch der Zwang gebot;
Am klügsten, ganz sie auszuschlagen:
Denn diess gewährte Ruh u. Brod.

Lucian Bonaparte.

Vor seinem Ende soll man Niemand glücklich preisen!
Diess fiel uns immer schwer aus Crösus Schicksal bey.
Du aber kannst uns noch beweisen:
Dass Niemand früher auch für klug zu halten sey.

Auf die (jetzt weggenommene) Statue Napoleons
in Paris, mit der Fortuna auf dem Arme. 1813.

Welch Gigantengestalt ist hier Napoleon! Aber
Seine Glücksgöttin klein wie ein jähriges Kind!
Giesset sie beide nun um: Fortuna bildet als Riesen
Und auf ihren Arm setzet den Corsen als Zwerg.

Das Pferd des Fürsten Poniatowski¹⁾.

Den Fürsten mit dem Marstallsstab
Zugleich der Pohlen künftigen König,
Die Furcht noch hinten auf! — Das ward mir doch ein wenig
Zu schwer! Drum sanken wir zusammen hier ins Grab!

Der König von Westphalen.

Das Glück hat ihn, so sehr er jetzt mag klagen,
Doch einen Vorzug beygelegt;
Denn er kann einen Orden tragen,
Den, ausser ihm, sonst Niemand trägt.

Gespräch mit einem Führer wilder Thiere.

Der Tyger und Hyäne sind
Ganz unersättlich, u. die Kosten schwer bestritten
Damit er zehnfach sie gewinnt
Sollt' Er sich dann Vandam²⁾ ausbitten.

Napoleons Befreiung von der Hölle.

Ob er nicht fürchten mag, dass mit der Hölle Pein
Der Satan ihm wird seine Frevel lohnen?

Nicht doch! Er weiss, der lässt ihn nicht hinein,
Aus Furcht, er möcht' auch ihn entthronen.

Im Sommer 1816 machte Goeckingk eine viermonatige Reise, zunächst nach Alexisbad, dann besuchte er seinen Vetter Schwarz in Halle, einen Tag war er in Lauchstädt bei Hofrat Schütz und seiner Familie, in Dessau empfing ihn das gastfreundliche Haus des Geheimen Legationsrates v. Lehmann, der vom Herzog den Garten des ehemaligen Philanthropins als Geschenk erhalten hatte. Weiter ging er dann über Berlin nach Freienwalde, im Herbst war er wieder in Deutsch-Wartenberg.

„Charaden und Logogryphen“.

Elise v. d. Recke und Tiedge bewegten ihn, den Winter ebenfalls in Berlin zu verleben, wo er ganz in der Nähe der Kurländerin

1) Goeckingk schreibt *Boniatowski*.

2) Der französische General Vandamme.

Wohnung nahm. Wie geschätzt der gesellige Umgang mit Goeckingk noch in jener Zeit war, bestätigt die Angabe Partheys:

Ein fleissiger Abendgast war mein Pate Goeckingk, der durch die unbedingte Sicherheit seiner Gegenwart und durch die Entschiedenheit seines Urteils allen Besuchern imponierte¹⁾.

Um die Geselligkeit zu erhöhen, wurde eine Privat-Tee-Gesellschaft zustande gebracht, für deren Unterhaltung Goeckingk mit Charaden und Logogryphen aufwartete. Diese gab er, damit sie dem Gedächtnis dieses Kreises festgehalten würden, hundert an der Zahl, in den Druck. Sie sind zum Teil geistreich, haben aber meist, ihrem Zweck entsprechend, nur ein zeitliches Interesse.

„Reise des Herrn von Bretschneider“.

Weitere Beschäftigungen entstanden Goeckingk dadurch, dass ihm die Nicolaischen Erben den Nachlass des Wertherparodisten überliessen, aus dem viel Wissenswertes zu entnehmen war. Zunächst schöpfte unser Dichter daraus die „Reise des Herrn von Bretschneider nach London und Paris nebst Auszügen aus seinen Briefen an Herrn Friedrich Nicolai. Hsg. von L. Fr. G. v. Goeckingk. Berlin und Stettin, in der Nicolaischen Buchhandlung 1817“.

Im ersten Teil behandelt Goeckingk mit warmer Teilnahme die Lebensgeschichte v. Bretschneiders. Er hielt sich in der Darstellung an einen Briefwechsel, den v. Bretschneider 43 Jahre hindurch mit Nicolai geführt hatte, und bot mit der peinlichen Sorgfalt eines modernen Forschers genaue Daten. v. Bretschneider war Landeshauptmann in Nassau-Usingischen Diensten zu Idstein, später Vizekreishauptmann im Banat Temesvar. Dann wurde er auf Verwendung eines Grafen Nitzki bei Maria Theresia Bibliothekar in Ofen. Hier verfolgte ihn, wie in Lemberg, der Hass der Exjesuiten, bis er 1801 in den Ruhestand trat; er starb 1810. Sein vielbewegtes Leben wird durch hinreichende Briefstellen weidlich beleuchtet, wodurch aber die sonst leicht fliessende Erzählung verliert. Eine kritische Beurteilung erfahren in einem zweiten Teile v. Bretschneiders

1) Vgl. Parthey, Bd. 2, S. 12.

Schriften nicht, die Goeckingk samt dessen Rezensionen vollzählig aufführt. So wird die Entstehungsgeschichte der „Papillotten“ nur durch eine Briefstelle gegeben, andererseits begnügt sich Goeckingk, auf Meusels Würdigungen hinzuweisen, die er in seinen „Vermischten Nachrichten und Bemerkungen historischen und literarischen Inhalts“ (Erlangen 1816) gemacht hatte, oder auch, sie vielfach ergänzend, Irrtümer zu beseitigen. Weiter bringt eine besondere Abteilung „Charakteristische Züge des Verfassers“. Dazu dienen Stellen aus Briefen an Nicolai, die besser eine geschickte Verwendung zur Abrundung der Biographie im ersten Teil gefunden hätten. Um vor der eigentlichen Reisebeschreibung den fünften Abschnitt voranzugreifen, sei erwähnt, dass Goeckingk in 56 Nummern Auszüge aus dem Briefwechsel zwischen v. Bretschneider und Nicolai bietet. Vom literarischen Gesichtspunkte verdient ein Brief aus Lemberg einige Aufmerksamkeit (Nr. 48, S. 313 f.). Dort erzählt v. Bretschneider, sich selbst schmeichelnd, von den Ritterromanen: „Das Seltsame dabei ist, dass ich selbst die sehr unschuldige und zufällige Veranlassung zu diesem Geschmacke in Deutschland mit gegeben habe.“ Darauf teilt er seinen Umgang mit Ganz „im Rittertone“ mit, zu dem Goethe in Wetzlar zusammen mit Goué und Jerusalem in einen ähnlichen Verkehr trat, die „immer nur von Rittern und Ritterwesen scherzten. Vermutlich kam Goethe dadurch auf seinen Götz von Berlichingen, der nach und nach ein anderes Ritterwesen geboren hat, wie es nun im Schwange ist“. Die eigentliche Reisebeschreibung v. Bretschneiders nimmt den 4. Teil ein. Angeregt wurde der Verfasser durch Nicolais „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781“ (Berlin 1783—96, 12 Bde.), und seine Handschrift schloss er 1801 ab über eine Reise, die er 1772 unternommen hatte. Diese Arbeit ging Nicolai zu, ohne aber dessen Verwendung zu finden, unter dem Titel: „Travels of a german Gentleman trough Holland, England and France, for the most part to foot, without money in his pocket“. Der Herausgeber wunderte sich, dass der Verfasser eine englische Aufschrift dieser deutsch geschriebenen Reisebeschreibung gegeben hatte, konnte aber dafür in den Briefen an Nicolai keinen Grund finden. Vielleicht sollte es eine Empfehlung für den grösseren Absatz des Buches sein. Goeckingk gab nun dieser deutschen Schrift

einen deutschen Namen, liess zwei unnütze Wiederholungen fort, verbesserte Fehler gegen Grammatik, Orthographie und Interpunktion und machte zuweilen Anmerkungen aus seinem reichen Schatz langjähriger Erfahrung.

Reisebeschreibungen hatten schon in Goeckingks „Journal von und für Deutschland“ einen breiten Raum eingenommen. Denn bereits im Ausgang des 18. Jahrhunderts regnete es in Deutschland Reisebilder, die in den ersten Jahrzehnten des folgenden zur wahren Hochflut anschwellen. Auf der einen Seite finden wir die Kunstprodukte eines Goethe und A. v. Humboldt, auf der andern tollgewordene Enzyklopädieen. Neben so unendlich Vielem lag eine „Sammlung der besten ausführlichen Reisebeschreibungen“ (Berlin 1764—1803) in 35 Bänden vor, weiter erschien eine „Neue Bibliothek der Reisebeschreibungen“ (Berlin 1814—35, 65 Bde.), dazu ein „Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen“ (Berlin 1790 bis 1839, 39 Bde.). Goeckingks poetische Wirksamkeit war längst erschöpft, aber nichtsdestoweniger blieb er geistig stets regsam. Die neuen Richtungen der Dichtkunst stiessen ihn ab, seine geistige Nahrung wurden Reisebeschreibungen aller Länder und Sprachen, die ja die „Hauptstadt der Unpoesie“ in übertriebener Masse bot. Diese Reisebeschreibung v. Bretschneiders war nur ein Tropfen am Eimer; jedoch mochte sie immerhin die Augen der Mitwelt auf sich ziehen, wenn Goeckingk in der Vorrede (S. X) sich der stillen Hoffnung hingab: „Ein Mann, der durch seine Reise nach London und Paris so interessant wird, muss jeden Leser neugierig machen, noch mehr von ihm zu hören.“ Vermag die Nachwelt hier auch keine Blume zu pflücken für den Ehrenkranz, den wir Goeckingk winden durften, so wollen wir uns vor Augen halten, dass es dem Geist des Dichters nicht mehr vergönnt war, schöpferisch tätig zu sein, dass vielmehr der in Ehren ergraute Staatsbeamte, geschäftig wie er war, die Pflicht der Pietät gegen Nicolais Nachlass erfüllte.

Letzte Ausgabe der „Gedichte“.

Im Jahre 1817 war auch die Sammlung von Goeckingks „Gedichten“ druckreif geworden, und noch einmal wandte er sich an seine Muse in der Epistel „An die Dichtkunst“ (III, 203 ff.):

Meine Liebe zu dir erzeugte die Liebe zur Weisheit,
Und den dornichten Pfad hat sie mit Rosen bestreut (III, 205).

Am 3. Mai schrieb er Kl. Schmidt:

Die Handschrift meiner Gedichte ist heut nach Leipzig abgegangen, wo mein Verleger aus Frankfurt a. M. sich gerade zur Messe befindet. Die Vollendung des Mspts. hätte ich denn erlebt, und ich hoffe auch noch die Vollendung des Drucks zu erleben, ob dazu gleich noch 8 Monate gehören.

Nicht Monate, sondern Jahre hielt ihn die Frankfurter Buchhandlung hin, bis 1821 die Sammlung erschien.

Private Zerstreungen.

Bei einsamem Leben beschäftigte sich Goeckingk fast ausschliesslich mit Epigrammen. Das „Verse machen“ fiel ihm nur noch selten ein, so wenig sauer es ihm auch wurde. Er wollte sich hüten, ein tägliches Handwerk wie der alte Gleim daraus zu machen. Für den „Nordischen Musenalmanach“ sandte er auf das Jahr 1818 Sinn- gedichte, die er für seine letzte Sammlung nicht hatte verwenden können, ebenso brachte der „Leipziger Musenalmanach“ einiges von Goeckingk nach französischen und englischen Vorbildern. Zerstreungen fand der Greis ausser in dem Hause der Elise v. d. Recke in Künstler- und Gelehrtenkreisen, wie dem Montagklub oder dem Verein würdiger Männer, den Gädicke jeden Donnerstag in seinem Heim versammelte. Daneben lieferte er Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen für die periodischen Blätter, den „Freimüthigen“ und den „Gesellschafter“. Jedoch entbehren diese Arbeiten der Selbständigkeit und sind aus seltenen und vergessenen Büchern genommen, die ihm die Berliner Bibliothek bequem zugänglich machte.

„Leben des Dom Armand Johannis le Bouthillier de Rancé“.

Eine Frucht solcher Beschäftigungen ist das Buch: „Leben des Dom Armand Johannis le Bouthillier de Rancé, Abts und Reformators des Klosters la Trappe. Ein Beitrag zur Erfahrungs-Seelenkunde. Herausgegeben von L. F. G. von Goeckingk. In zwei Theilen. Berlin, bei Friedrich Maurer 1820.“ Seine Absicht tut Goeckingk im Vorbericht (S. 7) kund:

Rancé kann zu einem auffallenden Beispiele dienen, wie weit sich der verständigste Mann verirren könne, so bald er den richtigen Begriff von Gott und seinem Wesen verlässt.

Das Buch zerfällt in 2 Teile und gibt im Auszug eine Uebersetzung aus der Lebensbeschreibung: „La vie de Dom Armand Jean le Bouthillier de Rancé, Abbé regulier et Reformateur du Monastère de la Trappe, de l'étroite Observance de Cisteaux. Par M. l'Abbé de Marsollier, Chauvine de l'Eglise cathédrale d'Vsez. Nouv. Edit. Paris 1758.“ Mit vollem Recht warf die Leipziger Literatur-Zeitung Goeckingk den ganz unberechtigten Zusatz vor „ein Beitrag zur Erfahrungs-Seelenkunde“, der indess vom Verleger herrührt¹⁾. Eine gewisse Neigung für die geschichtliche Entwicklung des Mönchsordens der Trappisten werden wir Goeckingk nicht absprechen dürfen. In seinen Forschungen ging er auf den Begründer zurück. Mit grosser Vorliebe las er ja im Alter französische Autoren, und er empfand es als einen bedauerlichen Mangel, dass es über Rancé noch keine deutsche Biographie gab. In der Persönlichkeit des vornehmen Kanonikus war ihm selbst das geschichtliche Beispiel besonders anziehend, aus dem fromme und gläubige Christen lernen konnten. Andererseits wusste er, dass ihm eine gewandte Uebersetzung, die das Bedeutsame heraushob, zum mindesten den Dank des Kirchenhistorikers sichern würde. Als deutsche Quelle galt Goeckingks Buch für Jahrzehnte, bis es durch Verdeutschungen der Werke eines Chateaubriand und Dubois überholt wurde.

„Friedrich Nicolais Leben und literarischer Nachlass“.

Für Nicolais Lebensbeschreibung benutzte Goeckingk ausser dem vielseitigen Briefwechsel die von Biester in der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehaltene „Denkschrift auf Friedrich Nicolai“ und einen von Nicolai selbst verfassten Aufsatz in dem „Alphabetischen Verzeichnis von Buchhändlern“ hrsg. von Gädicke (Berlin 1800). Diesem folgte zunächst Goeckingk mit Kürzungen bis zum Erscheinen der „Briefe über den jetzigen Zu-

1) Vgl. Schütz, Bd. 2, S. 116.

stand der schönen Wissenschaften in Deutschland“ (Berlin 1755), die mit einem recht wenig sagenden Satze abgetan werden. Etwas mehr Aufmerksamkeit schenkte er dem Zustandekommen der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste“. Dann erhält nach einigen nebensächlichen Bemerkungen Biesters „Denkschrift“ das Wort. Weiter bespricht Goecking die Literaturbriefe und teilt, indem ihm Irrtümer unterlaufen, die einzelnen Nummern den Verfassern zu. Nach kurzen Mitteilungen über Nicolais Ehe und seine Kinder spricht wieder Biesters „Denkschrift“ zwei Urteile über die „Allgemeine deutsche Bibliothek“. Reichliches Lob wird Nicolais „Klugheit und Scharfsinn“ bei der Auswahl der Rezensenten gezollt, und dabei wird ihm zur hohen Ehre angerechnet, dass er mit keinem Mitarbeiter, ausser Klotz, in Streit geriet. Sein erster Roman „Leben und Meinungen des Herrn M. Sebaldu Nothanker“ (Berlin 1773 bis 76, 3 Bde.) wird wieder durch einen Abdruck aus Biesters „Denkschrift“ charakterisiert. Goecking weiss nur über die Wirkungen des Romans auf die Kaiserin Katharina von Russland zu berichten und die damit verbundenen, für Nicolais Geschäft günstigen Aufträge. Bei Nicolais „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781“ (Berlin 1783—96, 12 Bde.) kommt er unter Beistimmung von Biesters Ruhmredereien zu der allerdings billigen Erkenntnis, dass die Beschreibung, wie auch noch mehrere Schriften Nicolais, besonders Streitschriften, zu weitläufig sei und Dinge enthalte, die nicht in eine Reisebeschreibung gehörten. Für ein Verzeichnis von Nicolais Schriften wird auf Meusels „Gelehrtes Deutschland“ gewiesen. Da dies aber unvollständig ist, bringt ein Anhang in chronologischer Ordnung sämtliche Schriften Nicolais. Ferner wird ein Blatt des Nachlasses vom 10. Mai 1810 abgedruckt, auf dem Nicolai vermerkt hatte, was er noch alles zu schreiben gedachte. In gleicher Weise folgen einige auf Zetteln und Blättern zerstreut vorgefundene Stellen, in denen sich Nicolai für seine Wertherparodie gegen Goethe und Wieland verteidigt. Ausführlich erwähnt wird seine Aufnahme 1798 in die königliche Akademie der Wissenschaften. Nicolais ablehnende Erklärung gegen Fichtes Beitritt ist vollständig aufgenommen und gewinnt wegen seines Streites mit ihm an Teilnahme. Eine gebührende Würdigung findet Kants Schrift: „Ueber die Buchmacherei. Zwey Briefe an Herrn Friedrich

Nicolai“. Schliesslich sucht Goecking dem Menschen und Kunstliebhaber Nicolai gerecht zu werden. In einem zweiten Teil werden „Einzelne Ideen und Bemerkungen von Fr. Nicolai“, die Goecking im Nachlass fand, getreu wiedergegeben. Es sind Skizzen über den verschiedensten Inhalt des menschlichen Lebens, Urteile über Zeitgenossen wie Zollikofer (14), Georg Forster (15), Garve (16), Musäus (17), Gellert (26), Gottsched (30), Moses Mendelssohn (40. 41). Eine dritte Abteilung bietet „Poetische Kleinigkeiten“, unbedeutende Gedichte enthaltend, darunter solche, die nicht einmal Nicolai verfasst hatte. Den Schluss bilden „Kleine prosaische Aufsätze von Moses Mendelssohn“, drei Abhandlungen, die bisher ungedruckt waren.

Nach einem Brief an Kl. Schmidt vom 13. Mai 1818 hatte der fast Siebenzjährige aus dem Nachlass alles zusammengetragen, was ihm etwa noch der Bekanntmachung wert schien. Die Lebensbeschreibung hielt Goecking selbst für so trocken, dass man sie füglich überschlagen könne. Einen Teil der Schuld schob er allerdings Pfarrer Dapp in die Schuhe, dem Goecking als einzigen noch lebenden alten Freund Nicolais die Handschrift mit der unbedingten Vollmacht zu Gebote gestellt hatte, nach Gefallen daraus wegzulassen oder hinzuzusetzen. Hinzu kam von dieser Seite so gut wie garnichts, aber weggestrichen wurde vieles über Nicolais Persönlichkeit und häusliches Leben. Goecking war zu alt geworden, als dass er noch etwas anderes als diese Mosaikarbeit liefern konnte. Auch befand er sich bei der Abfassung einer Monographie über Nicolai in einem Dilemma. Nicolai stand ihm wohl als Freund menschlich sehr nahe, als Dichter und Schriftsteller innerlich aber auch vielfach sehr fern. Ehrerbietige Rücksicht und wissenschaftliche Beurteilung lagen im Widerstreit. So schwieg der Freund, wenn die Kritik einzusetzen hatte. Wohl nahm er mittelbar Nicolai gegen den Spott der „Xenien“ in Schutz, suchte ihr Urteil zu mildern, das Nicolai zum Typus der Nörgelei und beschränkten Dummheit stempelte, er konnte aber nicht aus Ueberzeugung Schillers und Goethes Urteil angreifen. Ebenso wenig wagte er, Nicolai gegen Fichtes Spottschrift zu verteidigen. Goecking hatte bereitwillig wie immer die Durchsicht des Nachlasses übernommen, dem Augenkranken wurde aber die viele Makulatur, die eine undeutliche, durch eigentümliche Abkür-

zungen schwer zu entziffernde Hand zurückliess, eine nicht leichte Bürde, und seinem Alter genügte es, dem Freunde dies bescheidene Denkmal gesetzt zu haben.

L e b e n s a b e n d .

Des Dichters Leben wurde nun immer einsamer. Bürger, Gleim, v. Wurmb, Goldhagen, Benzler, Exter, Nicolai waren nicht mehr, sein Freundeskreis hatte sich stark gelichtet. Seit nun Schink im Herbst 1822¹⁾ als Bibliothekar in die Dienste der Herzogin von Sagan getreten war, hatte er auch diesen treuen Gesellschafter verloren. Goeckingks Augenleiden hatte sich überdies so verschlimmert, dass er garnicht oder nur ein paar Stunden bei Tageslicht lesen konnte. Er nahm sich daher im Jahre 1823 zwei Vorleser, von denen der eine vormittags, der andere abends zu ihm kam. Im nächsten Jahre betrauerte Goeckingk auch den Tod seines langjährigen Freundes Kl. Schmidt. Von seinen Kindern überlebte ihn nur seine Tochter Wilhelmine. Der jüngste Sohn Karl hatte im 2. westfälischen Kürassierregiment den Feldzug gegen Russland mitgemacht und sein Leben vor Moskau gelassen. Sein ältester Sohn starb 1826 als Rittmeister und Eskadronschef in Wesel. Die elternlosen Kinder nahm der Grossvater zu sich, nachdem er in demselben Jahre nach Deutsch-Wartenberg übergesiedelt war. Dort entschlummerte der achtzigjährige Dichter am Todestage Gleims, den 18. Februar 1828, an völliger Entkräftung und fand am 23. seine Ruhestätte neben seiner Gattin. Schinks ehrenvoller Nachruf möge die Darstellung beschliessen:

So bist auch du zu unserer goldnen Zeit
Gefeierter, Verklärter, heimgegangen
Wo Lessing, Klopstock, Wieland, Schiller prangen
Im Strahlenkranze der Unsterblichkeit?
So hast auch du den Palmenschmuck empfangen,
Den dem Gelehrten dort sein Engel weiht?
Gerecht warst du, dein ganzes Erdenleben
War, unverbrüchlich nach dem Rechten streben.

1) Goeckingk an Kl. Schmidt, Berlin, 18. Februar 1823.

Durch eine Reihe kraftbewährter Jahre
Warst treuer Diener du des Staates, hast
Drei Königen am Vaterlandsaltare
Dich dargebracht, gescheut nicht Müh' und Last;
Im Ehrenschnuck erst lichter Silberhaare
Nahmst du den Lohn der wohlverdienten Rast
Und ruhtest aus in deiner Harfe Klängen,
Der Lebensweisheit lieblichen Gesängen.

Und wie du sangst, so lebstest du dem Wahren,
Dem sittlich Schönen neigtest du dich zu;
Das Licht nicht scheuend, wandeltest im klaren
Erkennen, Wirken, nimmer wankend, du:
Dahin in Frieden liess dein Herz dich fahren,
Und Fried' umschwebt dich in des Grabes Ruh;
Drei Engel leuchten über deinem Staube
Die Engel Gottes, Hoffnung, Lieb' und Glaube.



Register.

- Abel, Johannes, 3.
Abraham a Santa Clara 69.
Althoff 108.
v. Alxinger 103.
Amarant 27.
André 89.
Ansbach 59.
Appenrode 59.
Baggesen 115.
Barkhausen 63.
Basedow 57. 96.
Becker, Sophie, 100 f. 110.
Benzler 18. 20. 51. 108. 120. 130.
Bergen 107.
v. Bibra 97 ff. 103.
— Briefe an Goeckingk 97 ff.
Biester 109. 112. 127.
— Briefe an Bürger 62.
Blumauer 73.
Bobrick 97.
Bodmer 59.
Bohn 104 f.
Boie 46. 55. 58. 62 f. 71. 74. 94.
— Briefe an Bürger 48.
Boileau 73.
Braunschweig 49. 53. 83.
v. Bretschneider 123 ff.
Bürger 4. 8. 35. 54. 61. 71. 86. 88.
91 f. 97. 99. 104. 108. 115. 130.
— Ellrich 29. 47. 71.
— Kunstrichter 44. 50. 74.
— Musenalmanach 51 ff. 71.
— Briefe an Boie 28 f. 44. 70 f.
74; an Goeckingk 46. 69. 94.
Campe 96.
v. Chotek 103.
Clettenberg 18. 25. 31.
Colmar 59.
Dapp 129.
Denis 103.
Derenburg 4.
v. Derschau 47.
Dessau 57.
Deutsch-Wartenberg 114. 118 ff. 130.
Dieterich 101.
Dorat 22. 73 f.
v. Döring 51.
Dresden 102.
Engelschall 51.
v. Ernest 107. 120.
Exter 59. 76. 130.
Fichte 128 f.
Forster 129.
Francke 4.
Fulda 59. 103. 115.
Funk 107.
Gädicke 126.
Ganz 124.
Garve 129.
Gellert 13 f. 129.
v. Gemmingen 103.
Genf 59.
Gessner 11. 13. 76.

- Gleim 6. 8. 16. 22. 28 f. 44. 47. 61. 86.
 91. 95. 102. 126. 130.
 — Ellrich 50. 102.
 — Göttinger Musenalmanach 46. 51 ff.
 — Kritik 74. 92.
 — Briefe an Goeckingk 29 f. 74. 85 f.
- Goeckingk, Allgemeines:
 — — Anakreontik 9. 14. 21. 75.
 — — Allegorie 21. 42. 78 f. 85.
 — — Altertum 4. 7. 33. 78.
 — — Bardengebrüll 87 f. 91.
 — — Dorfpoesie 31.
 — — Dramatische Versuche 17. 50. 70.
 — — Empfindsamkeit 38. 40. 61 f. 76. 87.
 — — Frauenfrage 34. 36. 96.
 — — Frauen und Liebe 2. 9. 15. 18. 81. 94 f. 106.
 — — Freundschaft 6. 19. 22. 47. 54. 61. 77 ff. 107 f. 119.
 — — Gelegenheitsdichtung 12.
 — — Graziendichtung 9. 53.
 — — Lebensanschauungen 14. 22. 35 f. 61 f. 74. 80. 82.
 — — Metrik: allgemeines 38 ff. 75. 84 ff.; Distichen 13. 113; Jamben 22. 39; Hexameter 13; Reim 22 f. 39 f. 84 f.; Trochäen 22. 39.
 — — Musik 15.
 — — Naturgefühl 6. 17. 22 f. 35. 37. 76. 79 f.
 — — Pädagogik 59. 96.
 — — Phantasie 12. 33 f. 38. 62. 91.
 — — Politische Gesinnung: allgemeines 12. 23; Freiheitsideal 21. 87 f.; Königstreue 49. 82; Nationalgefühl 33. 79. 82 ff. 91; Tyrannenhass 11. 75. 82 ff. 88 f. 92.
 — — Popularphilosophie 8.
 — — Satire 11 ff. 20 f. 35. 42. 61. 63. 66 f. 69. 75. 78. 91.
 — — Schäferlyrik 13. 31. 76.
- Goeckingk, Allgemeines:
 — — Stil 9. 21 ff. 38 ff. 75. 84 f.
 — — Sturm und Drang 9. 87.
 — Briefe: an Bürger 12. 17. 25. 27. 46. 49. 54 ff. 63. 68. 70 f. 108 f.; an Gleim 24. 27 f. 47. 53. 55. 60. 70. 112; an Pfeffel 95; an Ramler 68; an Kl. Schmidt 1. 10. 15. 18. 24 f. 27 f. 44. 47. 104. 106. 120. 126. 129 f.; an Schütz 109; an Unzer 25. 68.
 — Leben:
 — — Beruf: Kanzleidirektor 15; Kriegs- und Domänenrat 106; Kriegs-, Steuer- und Landrat 108; Geh. Finanz-, Kriegs- und Domänenrat 111 f.; Geh. Oberfinanzrat 112.
 — — Druckerei 47. 50. 58. 60. 97.
 — — Ehe: erste 47. 60; zweite 94 f. 109. 112. 117. 119 f.
 — — Erziehungsanstalt für junges Frauenzimmer 95 f.
 — — Kinder, aus erster Ehe Friedrich 48. 80. 95. 107. 111. 118. 130. Günther 55. 59; aus zweiter Ehe: Wilhelmine 101. 112. 117. 119. 130. Karl 112. 130.
 — — Krankheiten 34. 44. 118
 Augenkrankheit 20. 23. 34. 116. 120. 130.
 — — Mittwochsgesellschaft 112.
 — — Montagsklub 126.
 — — Nobilitierung 110.
 — — Oertlichkeiten: Berlin 111 f.; Bronzell 116; Deutsch-Wartenberg 114. 118 ff. 130; Ellrich 15; Gröningen 1. 26. 50. 113. 118 f.; Halberstadt 3. 8. 50. 102; Halle 3 ff.; Neusalz 119; Schwarnitz 118; Wernigerode 108; Wülfe 24 f. 32. 108.
 — — Porträts 102.

Goeckingk, Leben:

- Reisen: nach Alexisbad 122; Berlin 56 f.; Fulda 115 f.; Karlsbad 102 f.; Koblenz 109; Lauchstädt 46; Leipzig 57; Quedlinburg 109 f.; Russland 117; Schweiz 58 f.; Teplitz 119; Wöllmershausen 54.

— Vormundschaft 114. 117 ff.

Werke:

- „Ankündigung“ 97.
- „Bretschneider“ 123 ff.
- „Charaden“ 122 f.
- Curriculum vitae 7 f.
- „Denkmal“ 110.
- Deutsches Wörterbuch 12.
- „Episteln“: Allgemeines 6. 16. 22. 44. 48. 50 ff. 56. 66. 69. 73 ff. 90 ff.; Einzelne: „An Benzler in Lemgo“ 74. 78; „An Boie in Hannover“ 79. „An Bürger“ 79. „An den Herrn P. W.“ 82 f.; „An den König von Siam“ 75; „An die Frau Generalin von Ernest“ 107; „An eine Dame am Hofe zu ***“ 82 f.; „An Exter in Zweibrücken“ 76 f.; „An Goldhagen“ (I, 57 ff.) 77; „An Goldhagen“ (I, 127 ff.) 77 f.; „An Goldhagen in Petershagen“ (I, 3 ff.) 75. 83; „An Herrn **, einen jungen Dichter“ 81 f.; „An Herrn v. Hess in Hamburg“ 111; „An Horaz“ 80; „An Kästner in Göttingen“ 78. 83; „An Rink in Sondershausen“ 63. 74. 78. 84 f.; „An seinen Fritz“ 80; „An Stamford“ 85; „An Tertullia“ (I, 72 ff. und I, 83 ff.) 12. 24. 33. 37. 81; „An Zimmermann in Hannover“ 79.
- „Fabeln“ 50. 53. 68 f.

Goeckingk, Werke:

- — „Journal“ 58 f. 97 ff. 104. 111. 125.
- — Journalistik 17. 21. 97 ff. 102. 109. 118.
- — Kirchengesänge 19.
- — Komische Erzählung 13. 72 f.
- — Kompositionen 89.
- — „Lieder zweier Liebenden“: Allgemeines 10 f. 24 ff. 48. 61. 63. 73. 84. 88 ff. Ausgaben 30. 71. Entstehungsgeschichte 28 ff. Inhalt 31 ff.
- — Lieder zweier Ehegatten 59 f.
- — „Lyrische Gedichte“: Allgemeines 57. 60. 86 ff. 91 f. 125 f. — Einzelne: „Abenddämmerung“ 86; „Abschiedslied an den Rhein“ 86; „An das Rosenmädchen in Lichtstedt“ 86; „An den Herrn Hofrat von Köpcken“ 87; „Antwort an Gleim“ 88; „Aubry's Hund“ 86; „Auf Bürgers Tod“ 89; „Auf der Stelle, wo Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen blieb“ 56. 90; „Das Wunderhemde“ 86 f.; „Der Empfindsame“ 87; „Die Barden“ 87; „Die Kelle“ 86 f.; „Ergebung“ 86; „Golddurst“ 88; „Herbstlied“ 89; „Junker Franz“ 53. 89; „Kriegslied eines Provinzialen“ 89; „Parforce-Jagd“ 53. 88; „Wiegenlied für die süßen Herrn“ 89.
- — Musenalmanach: Göttinger 46. 51 ff. 58. 60; Hamburger 104 f.
- — Museologie 19.
- — „Nicolai“ 127 ff.
- — „Plan“ 36. 58 f. 96.
- — „Prosa“ 10 ff. 36. 61. 95; „Art von Intelligenzblättern“ 11; Aufsätze philosophischen In-

Goeckingk, Werke:

- halts 7. 10; „Briefe von Tieren“ 11; „Bürgermeisterwahl“ 7. 10 f. 13. 16. 95; „Geschichte eines Seelenwanderers“ 13; „Neujahrswünsche“ 11; „Versuchtes Schäferleben“ 11. 13.
- — „Ramler“ 113.
- — „Rancé“ 126 f.
- — „Schlittenfahrt“ 7. 50. 63. 69 ff. 92.
- — „Sinngedichte“: Allgemeines 11. 21. 48. 50 f. 53. 61 ff. 92. 126; Ausgaben 20. 63; unveröffentlichte 120 ff.
- — Uebersetzungen 19. 109. 119. 126.
- Goethe 103. 115. 124 f. 128.
- Goldhagen 23. 26. 46. 50. 55. 75 f. 130.
- Sophie 25.
- Gotha 56.
- Gotter 56.
- Gottsched 129.
- Luise 34.
- Graff 102.
- Gresset 6. 73.
- Gressetsche Dichter 22. 74. 92.
- Hagedorn, F. v., 22. 78; Epigramm 20 f. 62; Epistel 21; Fabel 21. 69.
- Haller 23.
- v. Heinitz 108.
- Heinse 70.
- Herder 103.
- Herz, Henriette, 81. 90. 115.
- Herzberg 49.
- v. Herzberg 98.
- v. Hess 111. 113.
- Heusler, der Jüngere, 51.
- Heydau 118.
- Hildesheim 90.
- v. Hoffmann 107.
- Holzmann 25. 49. 78. 81.
- Horaz 4. 7. 22; Episteln 21. 73. 78.
- Hölty 44. 51 f. 84.

- Humboldt, A. v., 125.
- Jacobi, G., 6 ff. 21 f. 51 f. 61. 87. 91.
- Jerusalem 124.
- Joachim, Joh. Friedr., 7.
- Karlsbad 100.
- Karsch, Anna Luise, 32. 44. 51 f. 81. 115.
- Kästner 51 f. 66. 92. 101.
- v. Kaunitz 103.
- Klein-Werther 23.
- Kleist, E. v., 22. 115; Epigramm 20. 23. 62. 66; Epistel 75.
- Klinger 115.
- Klopstock 30. 80. 83. 91. 115.
- Meta 34.
- Klotz 6. 128.
- v. Knebel 103.
- Köngen 99.
- Lafontaine 69.
- Laroche, Sophie v., 59.
- Lauchstädt 27. 46. 59.
- Lavater 59. 79.
- v. Lehmann 122.
- Leipzig 56.
- Lenz 51 f.
- Lessing 18. 62. 92.
- Lichtwer 8. 21. 69.
- Lieb 101.
- Lindau 3.
- Logau 62.
- Löwen, J. Fr., 73.
- Lüder 49.
- Lützen 56.
- Magdeburg 105 ff.
- Mainz 103.
- Martial 62. 119.
- Meissner 116.
- Mendelssohn, Moses, 129.
- Meusel 124. 128.
- Meyer, Fr. W. L., 101 f.
- Michaelis, 9 f. 21. 46. 52. 73. 77. 88 f.
- Miller, J. M., 29. 84.

- Moralische Wochenschriften 8. 12 f.
 33. 100.
 v. Motz 116 f.
 Musäus 115. 129.
 Nantchen 18. 24 f. 27 ff. 34 ff. 44.
 48. 60 f.
 Nettelblatt 7.
 Nicolai, Fr., 57. 105. 112. 115. 123 ff.
 130.
 Niedeck 46.
 Niemeyer 5.
 Nohra 46.
 Nordhausen 25. 56.
 Nürnberg 59.
 Owen 62. 119.
 Parthey 114. 123.
 Petrarca 78.
 Pfeffer 46. 51 ff. 59. 69.
 Rabener 12.
 Ramler 45. 62. 113 ff.
 Recke, Elise v. d., 29. 93. 100 ff.
 104 f. 113. 115. 120. 122. 126.
 Reichard, H. A. O., 51.
 Reichardt, Julie, 101.
 Reinhardt, Joh. Chr., 101.
 Reisebeschreibungen 125. 128.
 Resewitz 107.
 v. Retzer 80. 103.
 v. Riedesel 103.
 Rink 26 f. 50. 78.
 Rosenstiel 57. 80.
 v. Rotenhahn 103.
 Salzthalen 49.
 Sangershausen 51 f.
 Sappho 33.
 Schiller 84. 92. 97. 115. 129.
 Schink 52. 120. 130 f.
 v. Schirach 27.
 Schmaling 15.
 Schmidt, Klamer, 8. 17. 20 f. 51 ff.
 73. 78. 87. 92. 95. 119 f. 130.
 Schneider, Rieckchen, 15. 24. 37.
 Schrader 4 f. 80.
 Schubart 92.
 v. d. Schulenburg 96. 108 ff.
 Schütz 93. 122.
 Schwarz, Joh. L. G., 101, 122.
 Spee, Fr. v., 99.
 v. Spiegel 57.
 Sprickmann 94.
 v. Stamford 49. 51. 56.
 Steele 13.
 Stolberg, Fr. L. v., 53. 80. 84.
 Struensee 3.
 Thümmel 13. 70. 73.
 Tiedge 8. 29. 48. 63. 73. 101. 114. 120.
 122.
 Unzer 19. 92.
 Uz 59. 73 f. 115.
 Vopel, Amalie, 27. 47 f. 94 f. 109.
 119 f.
 — Sophie 25. 28 (vgl. Nantchen).
 Voss 44. 50 f. 54. 84. 104 f. — Briefe:
 an Bürger 105; an Goeckingk 50.
 105; an Miller 105.
 — Ernestine 105.
 v. Voss 111 f.
 Wackenroder 114.
 Walkenried 101.
 Weimar 56. 102.
 Weisse, Chr. F., 18. 23.
 Weppen 51.
 Werna 57.
 Wieland 7. 16. 63. 69 f. 91. 115. 128.
 Wolfenbüttel 49. 53. 83.
 Wolke 57. 96. 120.
 Wöllmershausen 54. 94.
 Wülferode 57. 101.
 Zachariä 73.
 v. Zedlitz 57. 93. 96.
 Zollikofer 129.
 Zorge 19.
 Zürich 59.
 Zweibrücken 59.

Inhalt.

	Seite
Literatur	
<i>Kap. 1: Goeckingks Jugend (1748—70)</i>	I
Familie und Heimat (1). — Domschule in Halberstadt (3). — Pädagogium in Halle (3). — Goeckingks Lehrer (4). — Universi- tätsjahre in Halle (5). — Der Umgang auf der Universität (6). — Der Referendar in Halberstadt (8). — Goeckingks „Prosaische Schriften“ (10).	
<i>Kap. 2: Die Zeit der Dichtung in Ellrich (1770—81)</i>	15
Aeussere und innere Wandlungen (15). — Dramatische Ver- suche (17). — Verkehr mit Unzer (19). — „Sinngedichte“ (20). — F. v. Hagedorn und E. v. Kleist (20). — Alte Leiden, neues Leben (23). — „Lieder zweier Liebenden“ (24). — Die Ent- stehung der Lieder (28). — Inhalt der Lieder (31). — Nantchens Lieder (34). — Allgemeines (37). — Darstellungsmittel und metrische Formen (38). — Zeitgenössische Urteile (44). — Ueber- nahme des Göttinger Musenalmanachs (46). — Junge Ehe (47). — Druckerei (47). — Häusliches Leben (48). — Annäherung an Voss (50). — Der Göttinger Musenalmanach unter Goeckingk, 1776—78 (51). — Vereinigung mit Voss (54). — Bürgers Verhalten (54). — Goeckingks Gemütslage (55). — Reise (56). — Mobilmachung 1778 (56). — Examensreise nach Berlin (56). — Erste Ausgabe der „Ge- dichte“ (57). — Neue Pläne (58). — Reise durch Süddeutschland und die Schweiz (58). — Lieder zweier Ehegatten (59). — Nant- chens Tod (60). — Rückblick (61). — „Sinngedichte“ (62). — „Nabeln“ (68). — „Die Schlittenfahrt“ (69). — „Episteln“ (73). — Darstellungsmittel (84). — „Lyrische Gedichte“ (86). — All- gemeines (90).	
<i>Der Umschwung (1781—86)</i>	93
Zweite Ehe (94). — Erziehungsanstalt für junge Frauen- kinder (95). — „Journal von und für Deutschland“ (97). — Elise Leyb (100). — Reise nach Karlsbad (102). — Der Ham- senalmanach (104). — Neue Pläne (106).	

	Seite
<i>Kap. 4: Goeckings Laufbahn als Staatsbeamter; sein Alter (1786—1828)</i>	107
Magdeburg (107). — Bürger (108). — Wernigerode (108). — Erhebung in den Adelstand (110). — Berlin (111). — Private Beschäftigungen (113). — Verhältnis zu literarischen Erscheinungen (114). — Fulda (115). — Reise nach Russland (117). — Preussens Erniedrigung (117). — Privatleben (118). — Literarische Tätigkeit (120). — „Charaden und Logogryphen“ (122). — „Reise des Herrn von Bretschneider“ (123). — Letzte Ausgabe der „Gedichte“ (125). — Private Zerstreuungen (126). — „Leben des Dom Armand Johanns le Bouthillier de Rancé“ (126). — „Friedrich Nicolais Leben und literarischer Nachlass“ (127). — Lebensabend (130).	